

# Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Mand v. Ossietzky und

Hermann Budzislawski

5. Okt. 1971      40    xxvi      50 Pfennig

Peter Theek:

## Vom Charakter der Wahlen

Siegbert Kahn:      Nürnbergs Fall Nr. 6

Lothar Kusche:      Salziges Eis

Helmut Kraatz:      Der unbequeme Virchow

Ulrich Makosch (Singapur):      Die Kapitulation

Margrit Pittman (New York):      Das Nixon-Spiel

Klaus Brandenburg:      Theater in Westberlin

Stefan Doernberg:      Sogar in Godesberg

Günther Cwojdrak:      Friederike Kempner

## Aus dem Inhalt der letzten Weltbühnenhefte

- Nr. 35 Sarada Mitra ..... Neue Perspektiven für Asien  
Jürgen Kuczynski .... Blick in einen kochenden Krater  
Gerhard Rothbauer ..... Bildungsdeutsch  
Manfred Kossok ..... Neuer Ölgigant Ekuador?  
Otto Gotsche ..... Die Einäscherung des Jürgen May  
Felix Mantel ..... Rätsel der Bürokratie  
Günter Hoell ..... Fressendes Kapital  
Peter Przybylski ..... Süchtige Jugend  
Max Frisch ..... Wo die Macht wohnt  
Lothar Kusche ..... Walther Victor
- Nr. 36 Arndt-Peter Andrekath ... Der Mord an George Jackson  
Günther Maaß ..... Die Ratlosen  
Ulrich Makosch ..... Colombo hält seinen Kurs  
Friedrich Karl Kaul ..... Ein ungeheuerlicher Fall  
Tankred Koch ..... Kreisläufe und Zusammenhänge  
Pedro Fuentes ..... Blitzkrieg in Südamerika?  
Lothar Kusche ..... Schlagersänger  
Gerhard Baumert ..... Strauß als Erzieher  
Herbert Tucholski .. Erinnerungen an Maler-Kollegen  
Richard Christ ..... Modernes Märchen
- Nr. 37 E. Carlebach ..... Wirtschaftswunder von heute  
Peter Theek ..... Die von drüben  
Günther Cwojdrak ..... Der schwarze Traum  
Hanns Schwarz ..... Modewort Psychosomatik  
Burchard Brentjes ... Die neue arabische Föderation  
Richard Christ ..... Vorarbeiten für ein Lexikon  
Heinz Knobloch ..... Tucholskys Zensuren  
Walter Markov ..... Religionskriege  
Jürgen Kuczynski .... In alten Schulbüchern geblättert  
Lothar Kusche ..... Illusionisten  
Karl Böhm ..... Gebremste „Schnelle Brüder“
- Nr. 38 Burchard Brentjes ..... Irans zwei Jubiläen  
Siegbert Kahn ..... Krise des Kapitalismus  
Rhenanus (Bonn) ..... Uneinige Union  
Gordon Schaffer (London) ..... Irland heute  
Friedrich Karl Kaul ..... Nürnberg schuf Völkerrecht  
Lothar Kusche ..... Wozu Sprachpflege?  
Günther Cwojdrak ..... Buchbarometer Leipzig  
Walter Großpietsch ..... Sklavenmarkt in Istanbul  
Joachim Joesten ..... Skandal ohne Ende

## Inhalt:

Peter Theek .....	Vom Charakter der Wahlen
Ulrich Makosch (Singapur) .....	Moos auf Bunkern
Siegbert Kahn .....	Nürnbergers Fall Nr. 6
Lothar Lang .....	In London notiert (II)
Stefan Doernberg .....	In der Godesberger Stadthalle
Günther Cwojdrak .....	Friederike Kempners Schatzkästlein
Klaus Brandenburg .....	Die Geschichte der „Schaubühne“
Margrit Pittman (New York) .....	Das Nixon-Spiel
Helmut Kraatz .....	Der unbequeme Virchow
Lothar Kusche .....	Mit Herz und Kopf
Burchard Brentjes .....	Junge Kunst aus einem alten Land

## Bemerkungen

## Vom Charakter der Wahlen von Peter Theek

Manchen Leuten, die jenseits der Westgrenze unserer Republik ihr Geschäft im Bereich der Meinungsmache betreiben, fehlt etwas im äußeren Bild der DDR in diesen Tagen. Ihnen geht es zu vernünftig zu bei uns. Sie „vermissen“ knallige Schlagzeilen in der Presse, mit denen etwa der Wahlkandidat X dem Kandidaten Y bescheinigt, ein politischer Dummkopf oder, besser noch, ganz schlicht ein Lügner zu sein, während Kandidat Z dem X attestiert, es mit jedem gerichtsnotorischen Gauner aufnehmen zu können. Nichts dergleichen. Auch behauptet bei uns kein Wahredner, er würde es ganz anders und viel besser machen als der Konkurrent. Keine Klüfte tun sich auf, keine Welten trennen sie, die sich da um die Sitze in der Volkskammer und in den Bezirkstagen bewerben. Kein „erbitertes“ Wahlschlachtgetöse läßt Säle, Zeitungsstapel, Sendemasten und Fernsehrohre erzittern. Der große Konkurrenzkampf der politischen Gegner findet nicht statt. Das ganze Brimborium, das bei bürgerlich-kapitalistischen Wahlen inszeniert wird, dazu bestimmt, einem oft düpierten Publikum einmal mehr vorzugaukeln, es könne unter kapitalistischen Bedingungen vom manipulierten Objekt zum bestimmenden Subjekt werden – es fehlt in unserer Republik. Das macht: Es „fehlt“ der Kapitalismus. Und vor Entrüstung bebend, läßt sich aus dem Springer-Haus die anklagende Frage vernehmen: Ja, sind denn das überhaupt Wahlen, demokratische, freie Wahlen?!

Sie hätten es gern anders bei uns. Verständlich – sie wären liebend gern auch bei uns am Drücker. Nur sind wir eben ein bißchen weiter, konkret: eine ganze Epoche. Wir haben einen anderen, einen menschlichen Sinn entdeckt für unser Dasein – füreinander dazusein, zusammen für das Gemeinwohl zu wirken. Wir haben ein gemeinsames Ziel, und das bedeutet nicht Aktien, nicht immer mehr Macht, nicht immer höhere Dividenden für die einen, die relativ wenigen, und die Freiheit, unfreie, abhängige, ausgebeutete, gegängelte

Masse zu sein für die anderen. Unser gemeinsames Ziel ist, durch gemeinsame Anstrengungen auf der Basis gemeinsam ausgeübter Macht das Leben für jeden von uns beständig lebenswerter zu machen, aus den auch bei bester Absicht nicht vermeidbaren Fehlern von gestern und heute gemeinsam für morgen zu lernen, die guten Erfahrungen jedem zugänglich zu machen, damit sie jeder für sich und für das Gemeinwohl nutze. Was soll da das lautstarke Gerangel, mit dem „westliche“ Wahlen herausgeputzt werden, bei denen es doch letztlich nur darum geht, ob Hyänen oder Schakale im Auftrage der Wölfe zu Wächtern der Lämmer bestellt werden?

Dabei vergessen wir nicht, daß auch im Wahlkampf der kapitalistischen Länder fortschrittliche Kräfte, trotz aller Behinderungen, nach vorn drängen. Sie repräsentieren die Zukunft, die bei uns schon die Gegenwart geworden ist: Bei uns in der DDR sind, wie in allen sozialistischen Ländern, Konkurrenzkämpfe von Wahlkandidaten sinnlos geworden. Hier geht es ja nicht darum, ob die oder jene Richtung eine andere überspielt. Wir haben uns entschieden, unsere Kompaßnadel zeigt auf den Sozialismus. Haben wir etwas dadurch verloren, daß wir darauf verzichten, alle paar Jahre Gegensätze zu konstruieren und künstlich hochzuspielen? Denn darauf läuft es ja hinaus, was in der kapitalistischen Welt als „Wahlkampf“ inszeniert wird. Hemmungslose Selbst-Propaganda und entfesseltes Dreckschleudern auf den Gegner, von dem einen im Prinzip oft kaum etwas trennt — das soll „wahre“ Demokratie sein? Man werfe nur einen Blick nach den USA; wo ist ein wesentlicher Unterschied in der Politik der „Demokraten“ und der der „Republikaner“? Doch welch ein Inferno bietet sich dem teils verwirrten, teils in Euphorie versetzten und um so leichter genasführten Wähler, wenn an den Fäden einer kaltblütig geführten Regie die politischen Leidenschaften aufgewühlt werden und die Reden sich fanatisch gebärdender Kontrahenten aufeinanderprallen! Auch eine Schmierenkommödie kann erträgliche Seiten haben, diese nicht. Denn der Wähler zahlt drauf, er wird doppelt hereingelegt. Prädikat von Springer: Freie Wahlen.

Das Ganze ist ebenso bitter wie kindisch, kommt die betroffene Bevölkerung ebenso teuer zu stehen, wie es dem herrschenden Großkapital nützt. Unsere Wahlen sind anders. Gewinn oder Verlust für uns? Jeder mag es sich ausrechnen, es sollte nicht schwerfallen. „Bei uns gilt: Mit allen Menschen wollen wir für alle Menschen unseres Landes die sozialistische Gesellschaft vollkommen gestalten. Dazu wird jeder gebraucht. Dazu sind alle aufgerufen.“ (Professor Albert Norden vor dem Nationalrat am 23. September bei der Verabschiedung des Wahlauftrufs der Nationalen Front.) Da es so ist, und wir dürfen glücklich sein darüber, daß es so ist, können auch unsere Wahlkandidaten sich positiven Dingen zuwenden. Niemand verlangt von ihnen, daß sie sich demagogisch gegenseitig mit Dreck bewerfen, um den Wählern Wahlkampf vorzugaukeln. Selbstverständlich erwarten wir vielmehr, daß sie sich um die Entwicklung des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens in den Arbeits-

stätten und Wohngebieten kümmern, sich der Vorschläge, Kritiken und Sorgen ihrer Wähler annehmen, dazu beitragen, daß unsere sozialistische Entwicklung sich immer reibungsloser, schneller und effektiver vollzieht. In unserer Gesellschaftsordnung ergibt sich eine ganz andere Funktion der Abgeordneten, als sie der alle vier Jahre einmal heftig umworbene, sonst aber absolut uninteressante Wähler in kapitalistischen Ländern gewöhnt ist. Hier sei noch einmal Professor Norden zitiert:

„Zum Wohle der Menschen tätig sein, zu erreichen, daß *alle* ihre schöpferischen Fähigkeiten voll zum Nutzen unserer Deutschen Demokratischen Republik einsetzen, im Herangehen an die Probleme den volksverbundenen Stil des VIII. Parteitagess anwenden — das ist der Maßstab für die Arbeit aller Volksvertreter. Die sozialistische Demokratie, die unseren Alltag erfüllt macht, braucht die aktive Mitwirkung aller Bürger an den Staatsangelegenheiten. Umsichtig arbeitende Abgeordnete vermögen viel, aber nur gestützt auf die Kraft und die Intelligenz der ganzen Bevölkerung werden die Möglichkeiten und Vorzüge der sozialistischen Demokratie voll wirksam.“

In welchem kapitalistischen Land wagt man das zu propagieren, geschweige denn zu praktizieren! Mitplanen, mitarbeiten, mitregieren — das ist es, was den Sinn unserer Demokratie ausmacht. Dem kapitalistischen Durcheinander setzen wir unser sozialistisches Mit-einander entgegen. Auch bei unseren Wahlen.

---

## Moos auf Bunkern

von Ulrich Makosch (Singapur)

Die alten Bunker der ehemaligen britischen Festung und Kolonie, die fast alle zur See hin liegen, denn nur von dort wurde der japanische Angriff erwartet, tragen Moos. Um sie herum spielen Kinder. Auf die alten Bunker in Changi, die nicht mehr genutzt werden, sind inzwischen dreißig Regenzeiten niedergegangen; und doch spielten die Bunker von Changi, am äußersten Ende der Insel, kürzlich in der Presse eine Rolle: jemand schlug vor, in ihnen eine Champignonzucht anzulegen.

Knapp dreißig Jahre nach dem Fall von Singapur — und nach dem ersten Luftangriff, der am 8. Dezember 1941 erfolgte — sind die Diskussionen über dieses Ereignis des zweiten Weltkriegs hierzulande wie in England wieder in Fluß geraten. Gefühlsausbrüche werden von neuem spürbar. Sie richten sich gegen die Träume, die gewisse Kreise des Regimes in Tokio hegen, das Abenteuer von damals zu wiederholen. Vor einigen Monaten wurden hier bei Bauarbeiten die Überreste einer Familie ausgegraben, die 1941 einem japanischen Bombenangriff zum Opfer gefallen war, bis jetzt aber

als verschollen galt. Die Betrachtungen der hiesigen Presse über das Schicksal dieser Opfer haben in vielen Familien des Stadtstaates Erinnerungen an die eigenen grausamen Erlebnisse während der japanischen Okkupation von 1942 bis 1945 wachwerden lassen, sie sprechen jetzt oft darüber. Seit etwa drei Jahren steht in der Nähe des großen Hafens ein schlichtes Mahnmal, dem Gedenken der im Kampf gegen diese japanische Okkupation Gefallenen gewidmet. Ein neues Wahrzeichen im Zentrum.

Über den Fall der Stadt ist schon viel geschrieben worden. In jüngster Vergangenheit sind neue Bücher herausgekommen, die zu meist einen minuziösen Abriß der Ereignisse geben. Sie werden aufmerksam gelesen. Von einigen Büchern und Publikationen möchte ich berichten. Nach Öffnung einiger Archive ist die Kritik am britischen Verhalten auch stärker geworden, so auch in dem Buch Ivan Simsons, das den Titel trägt „Too Little, Too Late“ — Zu wenig, zu spät. Simson verdient wegen eines besonderen Aspekts Interesse: Er war Chefingenieur des Malaiischen Kommandos. Er war also persönlich beteiligt und kann Details für die Ursachen der britischen Niederlage beisteuern, die in der Feststellung gipfeln, daß die Verteidigung der Festung unwirksam war und daß sich die britischen Maßnahmen im wesentlichen darauf beschränkten, die japanische Armee und ihre Spionage zu bluffen. In der Zeitung „New Nation“ beschäftigt sich Andrew Gilmour mit dieser Chronik. Gilmour war von 1939 bis 1941 verantwortlich für Schifffahrt und Export Singapurs. Er gebraucht noch härtere Worte als Simson und resümiert seinerseits: „Das Schicksal Singapurs war schon vor dem 8. Dezember 1941 so gut wie besiegelt.“ Gilmour entschlüpft ein bemerkenswertes Eingeständnis, als er auf die Ursachen der britischen Niederlage zu sprechen kommt: „Bis in die späten Dreißiger waren wir auf kleinere, örtliche Unruhen orientiert, nicht auf eine Invasion eines Hauptfeindes, und es gab keine Verteidigungsanlagen. Die Frage der Ausbildung und Bewaffnung der einheimischen Bevölkerung, abgesehen vom Malay-Regiment, wurde sorgfältig verniedert.“

Die britische Krone hatte guten Grund zu dieser Haltung; denn sie war vollauf damit beschäftigt, den Widerstand der Bevölkerung gegen den britischen Kolonialismus niederzuhalten, und darauf war auch die militärische Konzeption bis kurz vor der japanischen Invasion gerichtet. Dennoch betrachtete sich die Bevölkerung Singapurs nach dem Einmarsch der japanischen Truppen nicht als befreit, denn es hatte ja nur ein Räuber den anderen abgelöst; die Truppen des japanischen Faschismus errichteten an der Straße von Malakka ein grausames Regime, gegen das die Widerstandsbewegung nun den Kampf aufnahm. Die Geschichte dieses Kampfes muß noch geschrieben werden. Eben ist hier von Lim Thean Soo „Die Belagerung Singapurs“ erschienen; der Autor befaßt sich in seiner zwar sehr verdienstvollen Arbeit aber nur mit der Situation in der Stadt bis zum japanischen Einmarsch. Mit viel Sympathie ist „You'll Die in

Singapore“ — Du wirst in Singapur sterben — aufgenommen worden; der Bericht eines ehemaligen britischen Offiziers, vom japanischen Geheimdienst verhaftet und gefoltert, der schließlich durch die Hilfe seiner Freunde in der Widerstandsbewegung fliehen konnte. Mich bewegte die Schilderung des Lebens in den Konzentrationslagern Singapurs 1942/45.

Sir John Smyth, Offizier und Träger des Victory Cross, das er sich im ersten Weltkrieg erwarb, Freund und Kampfgefährte General Percivals, also jenes Generals, der am 15. Februar 1942 in Singapur kapitulierte, nennt sein Buch „Percival an the Tragedy of Singapore“. Wir erfahren die Geschichte jenes Mannes, der nach der Kapitulation in japanischer Haft in Changi sowie in Japan und in mandschurischen Gefängnissen saß und nach seiner Rückkehr sang- und klanglos aus der Armee ausschied. Für den Autor ist die britische Niederlage das Ergebnis des britischen Systems und nicht die Schuld Percivals. Smyth zitiert einen Befehl Churchills an Percival: „Kommandeure und führende Offiziere müssen ihre Truppen anführen und, wenn nötig, mit ihnen sterben. Die Frage der Kapitulation oder auch nur den Gedanken daran darf es nicht geben.“ Smyth zitiert weiter Major Wild, der General Yamashita im Oktober 1945, einen Tag vor Prozeßbeginn, in Manila verhörte: „Er sagte mir, hätte Percival an jenem Nachmittag des 15. Februar nicht kapituliert, hätte er um Mitternacht den Sturmangriff mit drei Divisionen auf Singapur befohlen. Wenn dieser Angriff gekommen wäre, hätte eine halbe Million Singaporis das Schicksal der Bürger Nankings und Hangtschous geteilt.“ Smyth knüpft daran die Feststellung: „Hätte er (Percival) bis zum bitteren Ende gekämpft, wäre er als ein Held gestorben. Und doch war der Augenblick der Kapitulation, so bitter sie auch ausgesehen haben mag, in vieler Hinsicht seine beste Stunde.“

Die Ursache für die gegenwärtig hier erneut aufflackernde Diskussion über die Ereignisse um den Fall von Singapur liegt nicht nur im nahenden 30. Jahrestag, sondern man ist hier und in den Nachbarstaaten Singapurs besorgt wegen der Remilitarisierungstendenzen in der japanischen Politik. Die aggressiven Äußerungen führender japanischer Regierungsvertreter bestärken die Besorgnis, hinzu kommen japanische Flottenbesuche, der Ausbau der Rüstung und die enorme ökonomische Expansion.

Als Japans damaliger Außenminister Matsuoka am 27. März 1941 mit Hitler den Überfall auf Singapur besprach, machte er folgende Zusage: Japan werde handeln, wenn es das Gefühl hätte, es gäbe sonst eine Chance aus der Hand, die sich nur einmal in tausend Jahren bietet. Aus diesen Tausendjahrträumen gab es 1945 für den japanischen Imperialismus ein böses Erwachen. Das internationale Kräfteverhältnis hat sich verändert, und Singapur ist heute ein unabhängiger Staat. Jeder Versuch, die „Chance“ Matsuokas zu wiederholen, hat wenig Aussicht auf Erfolg.

Gruppirt man die Aktiengesellschaften der BRD nach der Höhe ihres Aktienkapitals, so finden sich an der Spitze der Liste, nämlich auf den Plätzen 1, 2 und 4, die „Nachfolgesellschaften“ der IG Farbenindustrie AG, die Farbenfabriken Bayer AG (1835 Millionen Mark), die Badische Anilin- und Soda-Fabrik AG (1500 Millionen Mark) und die Farbwerke Hoechst AG (1482 Millionen Mark). Sie verfügen über ein gemeinsames Aktienkapital von über 4,8 Milliarden Mark, das sind 8,75 Prozent des Aktienkapitals aller 2156 Aktiengesellschaften der Bundesrepublik. Jede einzelne der „Nachfolgesellschaften“ besitzt ein höheres Grundkapital als der gesamte IG-Farben-Trust in seiner besten Vorkriegszeit, obgleich er in den Gebieten, die heute nicht mehr dem Imperialismus unterstehen, riesige Verluste erlitten hat.

Diese drei Mammutgesellschaften mit ihren Hunderten von in- und ausländischen Tochter- und Beteiligungsgesellschaften wuchern wie ein Krebsgeschwür am Körper der bundesdeutschen Wirtschaft und wachsen in immer neue Dimensionen hinein. Selbst der naivste Beobachter, der Kenntnisse aus der Vergangenheit besitzt, kann nicht umhin, Vergleiche mit dem alten IG-Farben-Trust anzustellen. Überdies wird in den drei Gesellschaften die Tradition der IG Farben am Leben erhalten, so wie früher in der IG die Tradition der wichtigsten Gründerunternehmen des Trusts bewahrt wurde. Es blieb auch die Kontinuität in der Leitung des Trusts und seiner Teile erhalten. Bis heute sind unter den führenden Leuten der „Nachfolgesellschaften“ die alten IG-Farben-Vertreter zu finden, soweit sie nicht gestorben oder schon völlig verkalkt sind.

Vor allem aber blieb die Kontinuität des Besitzers ungebrochen. Die alten Besitzer sind auch die neuen oder ihre Erben. Die IG-Farben-Aktionäre erhielten nach der „Entflechtungs“-Farce, von den amerikanischen Besitzern mit dem Konzern veranstaltet, anstelle von 1000 Mark IG-Farben-Aktien für 285 Mark Aktien der Farbenfabriken Bayer, für 250 Mark Aktien der BASF, für 210 Mark Aktien der Farbwerke Hoechst, für 60 Mark Aktien der Chemischen Werke Hüls, für 50 Mark Aktien der Rheinischen Stahlwerke, für 25 Mark Aktien der Cassella Farbwerke Mainkur sowie Rechte auf die endgültige Liquidation der IG Farben, die damals (1952) auf einen Wert von 30 Mark geschätzt wurden. Während der kleine Sparer durch die separate Währungsreform 90 Prozent seiner Ersparnisse verlor, behielt der Aktionär des Verbrecher-Trusts mehr als 90 Prozent seines Vermögens, wobei der Wert der Aktien in den folgenden Jahren sprunghaft stieg.

Dieser Aktientausch war das damals vorläufige Ende einer langen Entwicklung, die nach dem zweiten Weltkrieg mit der Anklage des Nürnberger Militärtribunals gegen 23 leitende Männer, Mitglieder des Vorstandes und Direktoren des Trusts, wegen Kriegsverbrechen begonnen hatte. Es war der „Fall Nr. 6“ des Nürnberger Militärtribunals. Zwar mit einer Verspätung von 24 Jahren, doch keines-

falls zu spät, erschienen jetzt ausgewählte Dokumente des IG-Farben-Prozesses<sup>1)</sup>, herausgegeben und eingeleitet von dem bekannten Wirtschaftshistoriker Hans Radandt, dem wir bereits eine Reihe von Einblicken in die Kriegsverbrechen der deutschen Monopole verdanken.

Mit vollem Recht stellt Radandt in seiner Einleitung fest, daß „die mit Hilfe des USA-Imperialismus entstandenen Nachfolgegesellschaften dieses Konzerns erneut den Frieden der Welt gefährden“. Ihre Macht, die im zweiten Weltkrieg so groß war, daß die Faschisten ohne die Hilfe der IG Farben nicht fähig gewesen wären, den Krieg zu führen, ist bis heute noch ganz bedeutend gewachsen. Das Militärtribunal handelte entsprechend dem Potsdamer Abkommen, das die Bestrafung der Kriegsverbrecher vorsah. Die vorliegenden Dokumente und die Untersuchung ergaben die ungeheure Schuld des Trusts und seiner leitenden Männer, das Urteil jedoch war außerordentlich milde und stand in keinem Verhältnis zur Schuld. Zehn der Angeklagten wurden freigesprochen; 13 wurden verurteilt, aber auch sie fast alle nach kurzer Zeit wieder auf freien Fuß gesetzt.

Die Erklärung dafür findet sich unter anderem in einer geheimen Denkschrift des amerikanischen Anklägers im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozeß, Robert H. Jackson, die Radandt zitiert: „Ich bin gegen derartige weitere Prozesse und kann sie der Regierung der USA nicht empfehlen. Von unserem amerikanischen Standpunkt aus bringt ein solcher Prozeß gegen die Industriellen nur sehr wenig Nutzen; das Risiko hingegen, das wir mit ihm laufen, kann ungeheuer groß werden. Ich hege die Befürchtung, daß eine sich über lange Zeit erstreckende öffentliche Attacke gegen die Privatindustrie — und zu einer solchen würde es im Laufe dieses Prozesses kommen — den Industriekartellen den Mut nehmen könnte, weiterhin mit unserer Regierung im Rahmen der Rüstungsmaßnahmen, die im Interesse unserer zukünftigen Verteidigung getroffen werden müssen, zusammenzuarbeiten.“

Die Furcht vor möglichen zukünftigen Kriegsverbrecherprozessen währte bei den Monopolen der BRD nicht sehr lange. Schon 1948 wurde, wie Radandt mitteilt, Leisler Kiep, der Schwiegersohn des früheren stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden der IG Farben, Walter von Rath, zum „Chief Adviser des IG Farben Control Office (US)“ ernannt. „Kiep war einer der 38 Bankiers und Industriellen, die im November 1932 die Eingabe an Hindenburg unterschrieben, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen“, stellt Radandt fest. Leisler Kiep war der Vertreter der Gründerfamilien, also der Großaktionäre des Trusts, die bis heute gemeinsam mit den Monopolbanken die Herrschaft in den „Nachfolgegesellschaften“ ausüben. Kieps Sohn, Walther Leisler Kiep, ist einer der maßgebenden Bundestagsabgeordneten der CDU/CSU-Fraktion.

<sup>1)</sup> Fall 6, Ausgewählte Dokumente und Urteil des IG-Farben-Prozesses, herausgegeben und eingeleitet von Hans Radandt, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1970. Alle in diesem Artikel gemachten Zahlenangaben entstammen nicht dem genannten Buch, sondern anderen authentischen Quellen.

Als im Jahre 1952 die IG-Farben-Aktien registriert und umgetauscht wurden, gab es rund 137 500 Aktionäre des Konzerns. Rund 115 000 davon besaßen Aktien im Werte von 100 bis 10 000 Mark, ihr Anteil am Aktienkapital erreichte 22,93 Prozent. Rund 22 300 Aktionäre hatten einen Aktienbesitz im Werte von 10 000 Mark bis zu einer Million Mark, ihr Anteil belief sich auf 58,45 Prozent. Aktien im Werte von über einer Million aber besaßen nur 73 Aktionäre mit einem Anteil von 18,63 Prozent des Grundkapitals. Das waren im wesentlichen die Vertreter der Gründerfamilien. Die mittlere Gruppe deponierte ihre Aktien größtenteils bei den Monopolbanken, die an ihrer Stelle das Stimmrecht ausübten und mit deren Hilfe die Großaktionäre daher jederzeit über die Mehrheit verfügten. Das ist auch bis heute bei den „Nachfolgesellschaften“ so geblieben.

Der Umsatz des IG-Farben-Trusts stieg von 1938 bis 1943, also in der Zeit der verstärkten Aufrüstung und des Krieges, von 2,21 auf 4,13 Milliarden Mark. Von 1953 bis 1970 aber erhöhte sich der Umsatz der „Nachfolgesellschaften“ und ihrer konzernangehörigen Unternehmen im In- und Ausland von 2,85 auf 32,14 Milliarden Mark, also auf mehr als das Elffache. Ihr Anteil am gesamten Umsatz der Chemieindustrie der Bundesrepublik erreichte fast 64 Prozent, ihr Anteil an der Beschäftigtenzahl „nur“ 35 bis 36 Prozent. Allein die Investitionen der „Nachfolger“ betragen 1970 rund 5,7 Milliarden Mark.

Die Profite dieses Trusts waren von jeher gewaltig. Karl Bosch, der damalige Vorstandsvorsitzende des Konzerns, erklärte in den zwanziger Jahren vor einem staatlichen Ausschuß: „Wir treiben unsere Dividendenpolitik so, daß wir unsere Aufgabe in erster Linie darin sehen, die Gesellschaft gesund zu erhalten, und da erfahrungsgemäß, speziell auch bei uns, die Grundlagen unserer Industrie sehr schnell wechseln und wir gezwungen sind, alle zehn oder fünfzehn Jahre unsere ganzen Grundlagen umzustellen, so haben wir meiner Meinung nach ganz erhebliche Aufwendungen zu machen, um dauernd auf der Höhe zu bleiben. Wenn wir das nicht getan hätten, wären wir heute längst verloren. Diese Arbeiten erfordern sehr viel Geld, und wir halten es für unsere Pflicht, einen großen Teil der Gewinne, die wir machen, aufzuwenden, um eine Basis für eine gesunde Weiterentwicklung zu schaffen.“

Trotz dieser Dividendenpolitik, die darin bestand, den größten Teil der Profite erneut zu investieren, konnte der Konzern doch noch erhebliche Dividenden zahlen:

1926	10 Prozent	1929	12 Prozent + 2 Prozent Bonus
1927	12 Prozent	1930	12 Prozent
1928	12 Prozent	1931—1936	7 Prozent <sup>2)</sup>

Im Jahre 1970 aber zahlten die Farbenfabriken Bayer 16 Prozent, die Farbwerke Hoechst 20 Prozent und die BASF 22 Prozent Dividende! Die Dividendensumme der „Nachfolger“ betrug 1970

<sup>2)</sup> Trotz Weltwirtschaftskrise!

insgesamt 874 Millionen Mark, trotz der 5,7 Milliarden Mark Investitionen.

Die verbrecherische Rolle der IG Farben, das herausragende Merkmal der mehr als hundertjährigen Geschichte dieses Trusts und seiner wichtigsten Teile, wieder in Erinnerung gerufen und dokumentiert zu haben, ist das Verdienst der Veröffentlichung von „Fall 6“. Bei der überaus großen Zahl der vorhandenen Dokumente war die Auswahl naturgemäß schwierig. Trotzdem hätte man sich noch einige andere Dokumente in der Sammlung gewünscht, zum Beispiel die Anklageschrift oder ihre wichtigsten Teile, weil dadurch die tiefe Differenz zwischen der ursprünglichen Anklage und dem schließlichen Urteil besonders deutlich geworden wäre. Aber auch so ist das Buch ein wichtiger und wertvoller Beitrag zur Aufklärung der Rolle, die von der größten und gefährlichsten Monopolgruppe der Bundesrepublik schon in der Vergangenheit gespielt wurde. Sie ist heute wieder in ganz großem Umfang an der Aufrüstung beteiligt, ihre Erzeugnisse, die Hitler den Krieg ermöglichten und zur Vernichtung von Millionen unschuldiger Menschen in den Konzentrationslagern benutzt wurden, werden heute von den amerikanischen Imperialisten in Vietnam erprobt. Und die Vertreter dieser Monopolgruppe stehen im staatsmonopolistischen Herrschaftssystem der BRD wieder an entscheidender Stelle. Vor diesem gefährlichen Machtkomplex muß dringend und immer aufs neue gewarnt werden.

---

## In London notiert (II)

von Lothar Lang

Die Londoner Pubs haben mich natürlich auch interessiert. Mir wurde Chelsea empfohlen, ein Stadtteil zwischen Hyde Park und Themse. Da in Chelsea viele junge Künstler wohnen, die hauptsächlich von ihren Hoffnungen leben, muß dort ein Lokal natürlich den Namen „Picasso“ tragen. Aber das war kein Pub, also kein traditionelles englisches Wirtshaus. Nach einigem Suchen fand ich eine moderne Pub-Diskotheek, in der die Leute grellaute Pop-Musik anhören, und ich fand etliche viktorianische Pubs, komplett mit Klavier und Pfeilspiel. Hier war das Bier auch besser, ich bildete es mir wenigstens ein. Notierenswert ist, daß der Alkoholausschank in den Pubs auf die Stunden von elf bis fünfzehn und siebzehn Uhr dreißig bis dreiundzwanzig Uhr begrenzt ist.

★

Als ich Soho betrat, das Freß- und Vergnügungsviertel, wo sich Leute aus aller Welt amüsieren, habe ich natürlich an Brechts Dreigroschenoper gedacht. Die Romantik von Soho ist zur Romantik des Geschäfts geworden, ein Lockmittel für Touristen, die mit dem Stadtplan zwischen den Fäusten durch die Gassen rennen, immer auf dem Wege zur nächsten Attraktion. Als Attraktion wird ihnen auch die Carnaby-Street gepriesen. Auf der Straße saßen fünf junge

Männer, sie sangen und spielten um den Ruf der Street, deren Ruhm im Verwelken ist.

Ich sah dort eine Menge verrückter Boutiquen mit seltsamen Bekleidungsstücken. Die Läden kultivieren eine Superromantik, dicht an Geschmacklosigkeit und Kitsch. Eine Kneipe hatte ihre Fenster und Wände im popigen Comic-Strip-Stil bemalen lassen, Roy Lichtenstein stand Pate, dargeboten wurden Horror-Szenen. Das merkwürdige Gasthaus hieß obendrein auch noch „Duke of Argyle“.

★

Der Picadilly Circus, wegen seiner nächtlichen Buntheit beliebtes Ansichtskartenmotiv, ist ein Treffpunkt der jugendlichen Tramps aus aller Welt. Hier sitzen sie auf den Stufen des Brunnens. Sie sehen verwegen aus, bärtig, langhaarig, schnoddrig, strapazierfähig gekleidet, etwas abgerissen und mitgenommen, behängt mit exotischen Souvenirs und den Utensilien ihrer Reise, von der Schlafdecke bis zum Kochtopf. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern wird durch die Kleidung eingeebnet. Die jungen Leute schlafen ein, wo sie gerade sitzen. Ihre Ansammlungen wirken nicht gar so fremdartig; es gibt auch in Berlin Brunnen, wo sich junge Bärtige treffen. Ihr schlampiges Äußeres, das sie sich selber antun, ist in London wie in Berlin gleich unästhetisch.

★

Um eine Galerie zu suchen, die in den Tottenham Mews lag, bog ich, von der Oxford Street kommend, in die Tottenham Court Road ein. Die Mews sind kleine Hinterhöfe mit ausgebauten Garagen. Tottenham Mews fand ich nicht auf dem Londoner Stadtplan, jedoch mit Hilfe etlicher Bobbys. Die Galerie Annelly Juda Fine Art zeigte konstruktivistische Kunst aus den Jahren 1924 bis 1939. Ich war zunächst etwas enttäuscht: simpelste Hinterhofatmosphäre, klein, alt, verkommen. Es ging eine knarrende Holzterrasse hinauf zu zwei mittelgroßen weißgetünchten Räumen. Alles ganz einfach. Büroräume existieren nicht. Die Gespräche und Geschäfte der Galeristin fanden öffentlich statt. Ein paar Sessel, Bücherregale, und dann natürlich Bilder. Zu meiner Freude fand ich in der Auswahl auch Arbeiten von Oskar Nerlinger und Edmund Kesting, dieser zwei vor nicht langer Zeit verstorbenen Künstler unserer Republik. Nicht alle Galerien befinden sich an so entlegenem Ort wie die von Annelly Juda.

Wie es Straßen der Juweliers, Zeitungsverleger, Rechtsanwälte etc. gibt, so existiert auch ein Galerie-Viertel. Es befindet sich in Mayfair, also zwischen Oxford Street und Picadilly. Die meisten Galerien liegen also nahe beisammen und sind bequem abzulaufen, zumal genügend kleine Cafés Erfrischungen bereithalten. Man kann zwischendurch auch einen Abstecher zum Shepherd Market machen, einem winzigen Markt südländischen Charakters, Platz der Flaneure,

Ort kleinstädtischer Idylle inmitten des Häusermeeres, Strich einiger leichter Mädchen.

Im August waren sechshundsechzig Galerien geöffnet, sonst sind es etwas mehr. Nicht alles, was ich dort gesehen habe, war gut. Aber ein Galeriebummel zeigt Tendenzen und Probleme, er ist anregend, weil alles, was im Augenblick auf der westlichen Kunstszene da ist, von der lächerlichsten Torheit bis zum unumstrittenen Meisterwerk, gezeigt und gehandelt wird.

Es gab eine Menge Kuriosa. So bezeichnete die Mayfair Gallery in der Brook Street die Lithografien eines Anthony Brandt als die Werke eines „modernen britischen Michelangelo“, obgleich sie doch bloß peinlich an Fidus, den Illustrator unsäglichen Angedenkens, erinnerten. Die Portal Gallery in der Grafton Street, ein unscheinbares Lädchen, erwies sich als Sammelpunkt der Sonntagsmaler. Man konnte zwischen den auf Keilrahmen gespannten Leinwänden wühlen, solange man Lust hatte. Ich sah Ausstellungen mit Gemälden von Stefan Bergman, Plastiken und Zeichnungen von Dodeigne und Grafiken von Felicien Rops, eine Übersicht über die Pariser Schule und viele Sommer-Selektionen, die einen Überblick über die englische Kunst von heute und über die westliche Kunst darboten.

★

Die seriöseste Galerie ist die von Marlborough, die auch in Rom und New York Etablissements unterhält. Hier werden nur die ganz großen Namen gehandelt, Preise auf Anfrage. Ich sah unter anderem Werke von Bacon, Beckmann, Braque, Picasso, Chagall, Ernst, Feininger, Giacometti, Heckel, Kirchner, Klee, Kokoschka, Modigliani, Mondrian, Moore, Nicholson, Nolde, Pollock, Schwitters, Soutine, Sutherland und Utrillo. Marlborough ist Handel. Die Galerie befaßt sich nur mit Künstlern, die „durch“ sind, anerkannte Ware also. Auch andere Galerien haben diesen Charakter. Daneben gibt es Unternehmen, bei denen ich mich fragte, wie sie überhaupt existieren können: sie zeigen Arbeiten junger Leute, unbekannter Künstler, für die sie mit Elan eintreten. Aber fast jede Galerie rechnet es sich zur Ehre an, etwas von Henry Moore vorweisen zu können. Seine neuesten Radierungen sah ich in der Ganymed Gallery: Moore entdeckte in den Schädelpartien von Elefanten Analogien zu männlichen und weiblichen Torsi, zu Landschaftselementen, dorischen Säulen und zu den „Carceri“ Piranesis. Ich fand zu den 28 Blättern, die in Hunderterauflage gedruckt worden sind, nur schwer Zugang.

★

Ganz junge Künstler (Jahrgang 1944 bis 1931) entdeckte ich in der Hayward Gallery, die, jenseits der Themse, zum Komplex der modernen Festival Hall gehört, und in der Serpentine Gallery in Kensington Gardens. Die Hayward Gallery bot die erste Retrospektive der Bridget Riley, einer Wunderdame der britischen Op-Art, mit deren Werken ich nichts anfangen kann, obgleich die Verwendungsmöglichkeiten für Reklame, Fassadengestaltung etc. sehr wohl

zu erkennen sind. Übrigens befand sich im gleichen Haus auch eine Ausstellung aus der DDR, zusammengestellt von der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin. Sie brachte einen Überblick über Leben und Werk des Theatermannes Erwin Piscator.

\*

Ebenfalls außerhalb vom Kunstzentrum, in Kensington Gardens, zeigte sich die jüngste Künstlerschar, fünf Maler und eine Objektmacherin. Jeder Maler hatte in dem mittelgroßen Gartenhaus einen Saal für sich. Die Frau zeigte draußen vor der Tür durchsichtige und mit Wasser gefüllte Plastfoliendärme und -säcke, die ich in meiner Torheit zuerst für Teile eines neuartigen Systems von Rasenbewässerung hielt, ehe ich begriff, daß ich es mit Kunst zu tun hatte. Auch die anderen Künstler erschienen mir nicht besonders originell. Die schönen, großen und makellos weißen Wände waren mit sauber verspannten Produkten von Pop und Op behängt, die zuweilen Realitätsfragmente in der Art der Collage aufgenommen hatten und auch dem Sex ihren Tribut zollten. Modische Fleißstücklein, die kaum, auch in späteren Jahren nicht, die Chance haben werden, ein größeres Publikum zu finden. Die Ausstellung war übrigens auch kaum besucht. Schade um die schönen Wände. Aber vielleicht gehört auch diese Darbietung notwendig zur Londoner Kunstszene, die ja nicht nur gesicherte Werte und Werke präsentiert, sondern Bewegung zeigt, Prozesse, Möglichkeiten, Irrtümer.

---

---

## In der Godesberger Stadthalle

von Stefan Doernberg

Europa durchlebt eine bewegte Zeit. Selten hat es so viele diplomatische Aktivitäten gegeben, die der Vorbereitung einer allgemeinen Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen, der Gewährleistung der europäischen Sicherheit und einer auf ihr beruhenden umfassenden Zusammenarbeit der europäischen Staaten dienen, wie in der Gegenwart. Zugleich wächst die Aktivität der gesellschaftlichen Kräfte auf unserem Kontinent, die sich dafür einsetzen, daß die herangereiften Fragen unverzüglich gelöst und hierzu insbesondere die Vorbereitungen für eine Konferenz der europäischen Regierungen forciert werden.

Besondere Beachtung — hinsichtlich des Tagungsortes und des Teilnehmerkreises — kommt einer Veranstaltung zu, die für Ende September von dem seit einem Jahr in der BRD bestehenden „Initiativkreis Europäische Sicherheitskonferenz“ einberufen worden war. Über 500 Vertreter der Öffentlichkeit der Bundesrepublik kamen in der Godesberger Stadthalle von Bonn zusammen — in der Hauptstadt jenes europäischen Staates also, der sich bisher immer in besonderem Maße gegen die europäische Sicherheit gewandt hat. Zu den Einladern zählten Abgeordnete des Bundestages, Gewerkschaftsfunktionäre, angesehene Wissenschaftler und Publizisten, zu den Teilnehmern Angehörige verschiedener Schichten der Be-

völkerung, Vertreter unterschiedlicher Weltanschauungen und politischer Richtungen, darunter sehr viele junge Menschen. An der regen Diskussion – sowohl im Plenum als auch in den drei Arbeitsgemeinschaften (ihre Themen lauteten: Politische Probleme der europäischen Sicherheit; Rüstung und Abrüstung; Zusammenarbeit und Kooperation) – beteiligten sich überdies als Gäste ausländische Parlamentsabgeordnete, Vertreter nationaler Komitees für die europäische Sicherheit, Wissenschaftler und Journalisten aus der UdSSR, aus Frankreich, Großbritannien, Finnland, der CSSR, Polen und der DDR.

Die Initiative der sozialistischen Staaten für die Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz und der Vorschlag der Regierung Finnlands, diese Konferenz in Helsinki durchzuführen und mit ihren multilateralen Vorbereitungen unverzüglich zu beginnen, haben ein starkes Echo ausgelöst, das wurde auch in Bonn-Godesberg festgestellt. Im Grunde genommen gebe es keine Regierung mehr, die die Notwendigkeit einer solchen Konferenz heute ablehnt. Auch über Tagesordnung und Teilnehmerkreis stimme man grundsätzlich überein. Die Einberufung einer Konferenz der Regierungen zu Fragen der europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit sei daher unmittelbar aktuell.

Doch sind, auch das wurde herausgestellt, noch längst nicht alle Hindernisse auf dem Wege zu dieser Konferenz beiseite geräumt. Die Gegner der europäischen Entspannung sind verstärkt bemüht, zumindest die noch ungelösten Fragen offenzuhalten und eine effektivere multilaterale Vorbereitung der sichtlich näher gerückten Staaten-Konferenz zu verzögern.

Weitgehende Übereinstimmung der Mehrzahl aller Teilnehmer, aber auch differenzierte Auffassungen ergaben sich bei der Untersuchung der Frage, ob die praktische Politik der Regierung der Bundesrepublik wie auch der Regierungen anderer NATO-Staaten schon in genügendem Maße den Realitäten und damit den Anforderungen der europäischen Sicherheit Rechnung trägt. An allgemeinen Deklarationen von dieser Seite mangelt es bekanntlich nicht in der letzten Zeit. Darüber hinaus gibt es jedoch auch praktische Schritte, beispielsweise den Abschluß der Verträge von Moskau und Warschau, in denen die BRD erstmalig den territorialen Status quo in Europa, insbesondere die Unantastbarkeit der bestehenden Grenzen, anerkannt hat und denen daher eine hohe Bedeutung zukommt. Eine positive Bewertung fand auch das Ergebnis des Treffens zwischen Leonid Breshnew und Willy Brandt in Oreanda und die im Kommuniqué über dieses Treffen untermauerte Absichtserklärung der Regierung der BRD, ihren Beitrag zur Einberufung einer Sicherheitskonferenz zu leisten. Doch niemand kann übersehen, daß sich zwischen vielen offiziellen Erklärungen der Regierung der Bundesrepublik und ihrer praktischen Politik zumindest eine Inkonsequenz, wenn nicht sogar eine erhebliche Divergenz zeigt. Wenn von offizieller Seite der BRD immer wieder neue Vorbehalte angemeldet werden, um die grundlose Behauptung zu „untermauern“, daß der Termin für die Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz *nicht* reif sei, dann läuft das in der Praxis auf eine destruktive Politik gegenüber der europäischen Sicherheit hinaus.

Was im großen für die Gewährleistung der europäischen Sicherheit insgesamt und die Einberufung einer Konferenz der europäischen Staaten, der USA und Kanadas gilt, trifft auch auf Teilfragen zu, zum Beispiel auf die Verhandlungen zwischen der Regierung der DDR und der Regierung der BRD. Die Regierung der DDR hat bekanntlich als Verhandlungsgrundlage die Entwürfe eines Verkehrsvertrages und eines Abkommens über den zivilen Transitverkehr von der BRD nach und von Westberlin unterbreitet. In beiden Entwürfen sind die Interessen sowohl der DDR als auch der BRD und Westberlins berücksichtigt. Der Entwurf des Abkommens über den zivilen Transitverkehr steht auch in vollem Einklang mit der von den Vier Mächten am 3. September dieses Jahres unterzeichneten Vereinbarung über Westberlin. Bei den Verhandlungen zwischen der DDR und der BRD geht es um konkrete Sachfragen, nicht aber um philologische Ausdeutungen. Die von der Regierung der BRD demgegenüber eingenommene Haltung wurde mit Recht auf der Konferenz in Bonn-Godesberg dahingehend qualifiziert, daß von ihr Übersetzungsfragen vorgeschoben wurden, um den Abschluß, ja bereits den Beginn der Verhandlungen zu verzögern. Es wurde die Notwendigkeit hervorgehoben, daß die Bundesregierung ohne Verzug den erforderlichen guten Willen zu Verhandlungen wie auch bei den Verhandlungen selbst aufbringt.

Es ist bezeichnend, daß Gerd Ruge, westdeutscher Rundfunk- und Fernsehkommentator, in einem Referat die Meinung vertrat, eine europäische Sicherheitskonferenz dürfe erst dann einberufen werden, wenn vorher das Verhältnis zwischen der BRD und der DDR geregelt sei. Dieser Standpunkt wurde in der Diskussion als Konstruktion eines neuen Junktims bewertet, das die Einberufung einer Sicherheitskonferenz weiter verzögern soll. Natürlich würde es der Einberufung der europäischen Sicherheitskonferenz dienlich sein, wenn zwischen der BRD und der DDR Beziehungen entsprechend den allgemein gültigen Normen des Völkerrechts aufgenommen werden. Doch niemand gibt der BRD ein Vetorecht, die Einberufung der europäischen Sicherheitskonferenz gerade dadurch zu verzögern, daß sie irgendwelche Sonderbeziehungen wünscht, dagegen aber Beziehungen auf völkerrechtlicher Grundlage, wie sie unter zwei souveränen Staaten üblich sind, ablehnt.

Alle Teilnehmer der Konferenz in Bonn-Godesberg waren sich darin einig, daß die Gewährleistung des Friedens nicht nur den Berufsdiplomaten und Regierungen überlassen werden darf. Ebendeshalb hatten sie sich ja auch im Konferenzsaal zusammengefunden. Die Entwicklung der jüngsten Zeit hat gezeigt, daß es nicht zuletzt die wachsenden Forderungen der demokratischen Öffentlichkeit in den kapitalistischen Ländern Europas waren, die die Regierungen dieser Staaten dazu zwangen, eine positivere Haltung zu den Vorschlägen der sozialistischen Staaten einzunehmen und erste Schritte zur Gewährleistung der europäischen Sicherheit zu geben. Die Öffentlichkeit muß weiter einen starken Druck auf diese Regierungen ausüben, damit die vorhandenen positiven Möglichkeiten im Interesse der friedlichen Zukunft unseres Kontinents genutzt werden. Die Geschichte wird es nicht verzeihen, wenn man später einmal von verpaßten Chancen sprechen muß.

# Friederike Kempners Schatzkästlein

von Günther Cwojdrak

Da ist unlängst, in Reclams Universal-Bibliothek, ein Auswahlbändchen einer Dichterin<sup>1)</sup> erschienen, die es, nach dem zweibändigen „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“ (Leipzig 1967) gar nicht zu geben scheint. Aber es gab sie, Friederike Kempner, über ein Jahrhundert hinweg unerreicht in der unfreiwilligen Komik ihrer Trivialgedichte. Die Wiederbegegnung mit ausgesuchten Stücken ihres Œuvres ist vergnüglich und lehrreich zugleich.

Der Herausgeber, Horst Drescher, hat auf einen langatmigen Kommentar verzichtet und das Bändchen mit einem gescheiterten „Interview auf dem Parnass“ eingeleitet – Drescher beendet das imaginäre Interview mit einem „würdigen Schlußwort“: „Verehrte Friederike Kempner, ein Leben lang haben Sie mit heißem Herzen gegen Vivisektion, Einzelhaft und Scheintote gekämpft. Lange und kurze Gedichte haben Sie gegen Bösewichter geschleudert, die Blumen und Käfer zertreten und Völker schlecht regieren. Die großen sozialen Kontraste haben Sie zwar nicht gelöst, aber poetisch herumgebohrt haben Sie an ihnen auf eine so unnachahmlich amüsante Weise, daß Ihre Gedichtbände als bibliophile Kostbarkeiten von Hand zu Hand gehen. Wo sind Ihre Kritiker, die Ihnen rieten, den Pegasus notschlachten zu lassen? Vergessen sind sie. Ihre vielgeschmähten Verse aber leben. Und daß Sie unverdrossen Ihr gemacht haben, ohne sich nach den höhnischen Pfeilen Ihrer klugen Kritiker auch nur umzudrehen, dafür graben Ihnen die Freunde Kempnerscher Lyrik gewiß ein großes Bild in Erz. Was macht's, daß Sie die wahre Ursache der Unsterblichkeit Ihrer Musenkinder nicht ahnen konnten: Hauptsache unsterblich!“

Ich könnte mich über die Produkte dieser seltsamen Parnaßbewohnerin lustig machen, mit guten Gründen; ich will sie aber einmal einen Augenblick ernst nehmen, vielleicht kommt dabei mehr heraus. Sie hat häufig die Poesie besungen, zum Beispiel in diesem unbezahlbaren Vierzeiler:

Poesie ist Leben  
Prosa ist der Tod,  
Engelein umschweben  
Unser täglich Brot.

Die Poesie hat sich also, wenn ich die Dichterin richtig verstehe, nicht mit dem „täglichen Brot“ abzugeben, das gehört in den Bereich Prosa. Und die Prosa wiederum gehört nicht zum „Leben“, aber die Engelein, die gehören offensichtlich zum „Leben“, zum wahren Leben, jenseits aller Prosa.

1) Friederike Kempner: Das Leben ist ein Gedichte, herausgegeben von Horst Drescher. Mit 23 Federzeichnungen von Horst Hüssel. Reclam Verlag, Leipzig 1971

Und dann das trotzig aufbegehrende Bekenntnis zur Poesie, Worte wie in Erz gegossen:

Die Poesie, die Poesie,  
Die Poesie hat immer recht.  
Sie ist von höherer Natur,  
Von übermenschlichem Geschlecht.

Und kränkt ihr sie, und drückt ihr sie,  
Sie schimpfet nie, sie grollet nie,  
Sie legt sich in das grüne Moos,  
Beklagend ihr poetisch Los!

Daß die immer recht habende Poesie von „übermenschlichem Geschlecht“ sei, hindert sie nicht im mindesten daran, sich simpel in das grüne Moos zu legen und ihr poetisches Los zu beklagen — anscheinend setzt sich die Poetin hier mit der Poesie gleich. Die Poetin stammt gewiß nicht von übermenschlichem Geschlecht, und sie wird sich vermutlich, den prosaischen Widrigkeiten des Lebens ausgesetzt, des öfteren klagend in das grüne Moos gelegt haben.

Und noch ein dritter Anruf der Poesie, die diesmal als Trostspenderin apostrophiert wird:

Tröstend senkt die Poesie  
Sich auf meine Seele,  
Ihren Schleier hebt sie,  
Wenn ich's euch erzähle.

Das würde hier leider zu weit führen, lassen wir's mit diesen Zitaten genug sein. Wer genau wissen möchte, wie die entschleierte Poesie ausschaut, der blicke sich dieses Bändchen in Ruhe an. Um es abgekürzt zu sagen: Die verabreichten Kostproben zeigen an, daß die Dichterin keine reale Beziehung zum Leben hatte, das Wesen der Poesie gründlich mißverstand und zur Sprache überhaupt kein Verhältnis besaß: wie trefflich haben schon andere Autoren Trivialliteratur produziert, bei denen nicht alle drei, sondern nur ein oder zwei dieser Charakteristika gegeben sind.

Da Friederike Kempner ihre Blößen nicht kannte, glaubte sie, sie hätte nichts zu verbergen. Verstellung ist ihr fremd: tief läßt sie uns in ihr sentimentales Mittelstandsgemüt blicken. Das lohnt sich, doppelt sogar: Da wird die Probe aufs Exempel der Triviallyrik gemacht, da kann man auch soziologisch interessante Aufschlüsse gewinnen.

Neben Friederike Kempner vermissen ich noch ein oder zwei andere Figuren. Ob sich einer unserer Verlage einmal des „Rinaldo Rinaldini“ annimmt, des von Goethes Schwager Vulpius produzierten Bestsellers jener Zeit? Oder der etwas jüngeren, zuckersüßen „Mimili“ des Heinrich Claren?

Für mich gibt es da keinen Zweifel: auch schlechte Literatur kann viel zur Bildung eines guten Geschmacks beitragen.

# Die Geschichte der „Schaubühne“

von Klaus Brandenburg

Nein, nicht in eigener Sache. Nicht die Geschichte der Weltbühne, die ja erst Schaubühne hieß, soll hier abgehandelt werden. Es ist eine andere Geschichte, für Geschichte noch zu unwirksam, aber sie wirkt in den Tag hinein und kann über ihn hinauswirken. Diese „Schaubühne“ also ist ein Theater in Westberlin, in einem Gewerkschaftshaus am Halleschen Ufer. Sie kann in die Aufgabe hineinwachsen, die in den zwanziger Jahren die Piscator-Bühne wahrgenommen hat.

Es wird jetzt „en suite“ „Peer Gynt“ von Ibsen gespielt, und die Vorstellungen für den laufenden Monat sind seit Wochen ausverkauft. Die Premiere war im Mai. Sie überstrahlte das „Theatertreffen“, eine von einer Kritiker-Jury angeregte Leistungsschau des westdeutschen und Westberliner Theaters, die jährlich hervorragende Bühnen in Westberlin zusammenführt. Für das „Theatertreffen“ waren indes zwei andere Aufführungen der „Schaubühne am Halleschen Ufer“ ausgewählt worden, die erste und bisher einzige Westberliner Inszenierung von Brechts „Mutter“ und die Uraufführung eines Stücks von Peter Handke, das *Enfant terrible* im bürgerlichen Literaturbetrieb der Bundesrepublik: sein gerade aus der Schreibmaschine gespanntes abendfüllendes Werk „Der Ritt über den Bodensee“. Die „Peer Gynt“-Aufführung der „Schaubühne“ wird wohl für das nächste „Theatertreffen“ zur Wahl stehen. Eine erfolgreiche, von der bürgerlichen Kritik mehrfach ausgezeichnete Bühne also... Der Schein trügt.

Im Februar 1970 schloß der Senat von Westberlin mit den bisherigen Direktoren der „Schaubühne“, Jürgen Schitthelm und Klaus Weiffenbach, die sich mit den Regisseuren Peter Stein und Claus Peymann sowie dem Dramaturgen Dieter Sturm über eine gemeinsame Leitung des Hauses verständigt hatten, ein für Westberliner Theaterverhältnisse sensationelles Abkommen. Der Senat war bereit, für zunächst zwei Jahre, wie es damals in einer offiziellen Verlautbarung hieß, „ein neues kooperatives Theatermodell mit einer intensivierten Ensemblearbeit“ zu finanzieren.

Die besten finanziellen Voraussetzungen in Westberlin haben die staatlichen Bühnen, das Schiller- und Schloßpark-Theater. Die Subventionierung der vielen Privattheater aber — in bescheidenem Ausmaß — wurde davon abhängig gemacht, wieviel Plätze die Westberliner Volksbühnenorganisation belegte. Wurde das Theater nicht „beschiedigt“, wurde auch nicht subventioniert. Die „Schaubühne“, das linksintellektuelle „Forum-Theater“ und das von Paul Esser als Volkstheater in Moabit gegründete „Schauspielhaus Hansa“ mußten gegen die Volksbühnenleitung prozessieren, um überhaupt ihren Anspruch auf Subventionen anzumelden. Die Volksbühnenorganisation hatte sie einfach boykottiert. Die Volksbühnenleitung berief sich jedoch auf die Beschwerde eines Mitglieds ihrer Organisation, „das den Besuch einer allseits glänzend rezensierten Brecht-Inszenierung in der Schaubühne am Halleschen Ufer — mit der bekannten Brecht-Gardine — als unzumutbar empfand, weil dieses Theater noch nicht einmal einen richtigen Vorhang habe“ („Juristische Rundschau“, Jahrgang 1965, Heft 8). Wie sollte sich da eine junge progressive Bühne, die sich bewußt als „zeitgenössisches Theater“ bezeichnete, auf die Dauer halten? Das war die Situation, als die Vereinbarung zwischen Senat und „Schaubühne“ getroffen wurde.

Woher wohl das plötzliche Interesse des Senats an einer solchen Bühne? Mit einem solchen Spielplan: mit Brecht („Mann ist Mann“ 1965, „Antigone“ 1965, „Im Dickicht der Städte“ 1968); mit Ödön von Horvath („Kasimir und Karoline“ 1964, „Glaube Liebe Hoffnung“ 1970); mit Arnold Wesker („Tag für Tag“ 1963, „Hühnersuppe mit Graupen“ 1966, „Nächstes Jahr in Jerusalem“ 1964); mit Marie Luise Fleißer („Der starke Stamm“ 1966); mit Peter Hacks' „Schlacht bei Lobositz“ (1968); Peter Weiss' „Gesang vom Lusitanischen Popanz“ (Regie Karl Paryla). Das alles wollte der Senat, damals eine SPD-FDP-Koalition, noch finanziell unterstützen? Nun, ein bißchen anders war das schon.

Zunächst einmal galt das Interesse einigen jungen Regisseuren und Schauspielern aus der Bundesrepublik. Der Senat wollte Regisseure und Schauspieler wie Peter Stein, Claus Peymann, Jutta Lampe, Edith Clever, Bruno Ganz für Westberlin gewinnen. Von den Theaterkritikern in der Bundesrepublik war ihnen höchstes Lob gezollt. In ihrem Glanz wollte sich auch das offizielle Westberlin sonnen. Und da sie sich für eine kollektiv-verantwortliche Mitarbeit an der „Schaubühne“ interessierten, wo sie ein Mitbestimmungsmodell verwirklichen wollten, das an allen staatlichen Bühnen, die sie kannten, am Einspruch des Intendanten gescheitert war, blieb dem Senat nichts weiter übrig, als dies Projekt zu subventionieren.

Die „Schaubühne“ war vom Senat ausersehen als „Startplatz und Teststand für eine neue Idee“ — so neu wie eh und je. (Der Westberliner Theaterkritiker Friedrich Luft hat es einmal so formuliert: „Seit dem August 1961, seitdem unsere Politik an der Mauer stagniert, seit als Ausgleich und Ersatz ein ‚Kulturzentrum Westberlin‘ als vorläufiges Offensiv ausgerufen wurde, hat weiterhin jede Kulturbetätigung zwischen Marienfelde und dem Wedding diesen Prestigecharakter behalten. Kunst soll Positionen erspielen, die direkte Politik nicht erbringen konnte.“)

War bei so unterschiedlichen Zielvorstellungen ein gemeinsamer Ausgangspunkt zu finden? Hier einige Angaben zu den Personen, die in der Geschichte Hauptrollen übernommen hatten. Da ist der sozialdemokratische Senator für Wissenschaft und Kunst in Westberlin, Professor Dr. Werner Stein, ein ehemaliger Biophysiker, Verfasser eines „Kulturfahrplans“, so der Titel eines von ihm verfaßten Lexikons durch die Weltgeschichte. Und da ist Peter Stein, ein talentierter Regisseur, der es ablehnt, „das Bedürfnis der Beherrschten nach Auflehnung gegen die Herrschenden durch linkes Bildungstheater zu sublimieren“.

Vielleicht fing es mit Goethe an. Der bisher größte Erfolg Peter Steins war eine Inszenierung von Goethes „Tasso“ in Bremen gewesen (mit den Schauspielern, die mit ihm auch an die „Schaubühne“ gingen). Sie brachten den Bremer „Tasso“ nach Westberlin mit. In dem Konflikt Tasso — Antonio, des Künstlers und des Politikers, sahen die Bremer Theaterleute den Brotneid zweier Spezialisten, der eine für das, was „ziert“, der andere für das, was „nützt“, und beide verpflichtet auf das, was sich „ziemt“, was sich ziemt gegenüber den Herrschenden. Auf diese „Arbeitsteilung“ hatten sie sich in der Bremer Inszenierung festgelegt. Die Aufführung, von der bürgerlichen Presse landauf landab bejubelt, blieb unter Goethes Problemstellung, Peter Stein und seine Freunde erkannten sich selber als Repräsentanten eines bürgerlichen Spezialistentums, das sie nicht abschaffen konnten. Alles, was sie zu sagen hatten, war: „Wir erfüllen die bereitgestellten Rollen aus und erfreuen mit kunstvollen Verrenkungen und

Verkrampfungen den Blick der Mächtigen. Mit dem ohnmächtigen Publikum teilen wir die Unfähigkeit, die eigene Wut und die eigenen Schmerzen zu artikulieren.“ So klagte Tasso-Stein.

\*

Die mit 1,8 Millionen Mark subventionierte Westberliner „Schaubühne“ eröffnete mit dieser Bremer „Tasso“-Aufführung. Aber das Ensemble fertigte ein neues Programmheft an. Es ließ sich zu einer in Grün getauchten Fotografie eines Fürstenparks auffalten, die mit einer Erklärung des Senators Stein bedruckt war. Darin versuchte der Professor Dr. Werner Stein sein Verhalten im Sommer 1970 zu rechtfertigen: In einer juryfreien Kunstausstellung hatte er einen Raum vernageln, eine Fotomontage entfernen, ein anderes Objekt verstümmeln, den Katalog zerfetzen und unterdrücken lassen — alles durch die Polizei —, weil demokratische und sozialistische Künstler mit den Mitteln der Kunst vor einem Gesetz warnten, das (inzwischen verabschiedet) den polizeilichen Einsatz auch von Explosivwaffen vorzieht. Senator Stein: „Die Öffentlichkeit hat mit Sicherheit kein Verständnis dafür, daß der Senat Schmähungen seiner Politik mit den ihm anvertrauten Geldern auch noch selbst bezahlt.“ Zitat auf Fürstenpark. Wollte sich Tasso-Stein, der Regisseur, mit Antonio-Stein, dem Senator anlegen?

Er wollte. Die „Schaubühne“ fand sich *nicht* bereit, Kunst als spezielles Geschäft für das, was ziert, in den Grenzen dessen, was sich ziemt, zu treiben, also die Interessen der Herrschenden ästhetisch zu bedienen wie Antonio-Stein sie operativ bedient. Senator Stein wollte den Antonio spielen, aber Peter Stein nicht mehr den Tasso. Also war er der Spielverderber, er, der der „Frontstadt“ zur Zierde gereichen sollte! Er erfreute nicht mehr den Blick der Mächtigen, als das Ensemble Brechts „Mutter“, mit Therese Giese in der Titelrolle aufführte. Indem sie die Bildung eines revolutionären Kollektivs darstellten, wollten die Ensemblemitglieder lernen, selber ein revolutionäres Kollektiv zu bilden. Sie beschlossen, gemeinsam den dialektischen und historischen Materialismus zu studieren, um auf der Bühne Gesellschaftsperspektiven diskutieren zu können. Da war es die CDU, die Alarm schlug und den Senator Stein aus allen Träumen riß: Ernüchert sperrte er (erstmal für kürzere Zeit) den größeren Teil der Subventionen.

Alle demokratischen und sozialistischen Kräfte in Westberlin solidarisierten sich mit der „Schaubühne“ am Halleschen Ufer. Gegen Ende der ersten Spielzeit zog Peter Stein Bilanz. Er nannte auf einem Forum vor allem die „Unzufriedenheit mit verknöcherten Theaterformen“, sprach dann aber auch von einer „Annäherung an den Marxismus-Leninismus“ und der „Zielvorstellung eines sozialistischen Kollektivs“. Den Senat dagegen habe nur der „Marktwert einiger Leute“ interessiert, die „das bürgerliche Theaterschiff wieder flottmachen“ sollten. Jetzt sei das Ensemble in einem Dilemma: Es müsse ein neues Publikum, junge Arbeiter und Lehrlinge, gewinnen und gleichzeitig, wegen der Subventionen, den ästhetischen Ansprüchen der bürgerlichen Kritik genügen. Also führte die „Schaubühne“ Enzensbergers „Verhör von Habana“ und Handkes „Ritt über den Bodensee“ auf.

Wie aber will man nach den ästhetisch-weltanschaulichen Normen der bürgerlichen Kritik für ein neues werktätiges Publikum glaubwürdig werden? Die bürgerliche Kritik hat bisher „großmütig“ beide Richtungen honoriert. Aber wird das so bleiben? Der Kampf um Subventionen für

demokratische und sozialistische Kräfte im Westberliner Theater ist damit nicht entschieden. Werden sie vom sozialdemokratischen Senat weiter als ein Mittel der politischen Erpressung gegen links mißbraucht werden?

## Das Nixon-Spiel

von Margrit Pittman (New York)

Das neue große Unterhaltungsspiel ist da. Hochglanz-Zeitschriften verkünden überall in den USA das Ereignis in Inseraten, die ganze Seiten einnehmen. Es handelt sich um das Spiel „Wer kann Nixon schlagen?“. Im Reklametext wird mitgeteilt, daß die erste Auflage in Höhe von 30 000 Exemplaren ausgeliefert sei, Preis pro Stück 6,95 Dollar. Weiter heißt es auf dem Waschkettel: „Sie werden eine Menge Spaß haben bei Ihren eigenen Vorwahlen und dann an dem Endkampf zwischen Nixon und einem Herausforderer bei der Rennwette für die Präsidentschaftswahlen 1972.“

Die Spieler können dabei wählen zwischen dem demokratischen Senator George McGovern (Süd-Dakota), Senator Edward Kennedy (Massachusetts), Senator Edmund Muskie (Maine), Senator Hubert Humphrey (Minnesota), dem früheren Vizepräsidenten Johnsons, dem Oberbürgermeister von New York, John Lindsay, der kürzlich von den Republikanern zu den Demokraten übertrat, und dem Gouverneur von Alabama, George Wallace, der 1968 mit einem rechts-extremen Programm 13,5 Prozent der Stimmen gewonnen hatte.

Als die Herstellerfirma ihr Wahlrennspiel an die Geschäfte auslieferte, konnte sie nicht wissen, daß auch Nixon sein Spiel so früh beginnen würde.

Nixon war 1968 mit 43,4 Prozent der abgegebenen Stimmen gewählt worden, der knappste Wahlsieg überhaupt seit 1912, als Woodrow Wilson mit 41,9 Prozent der Stimmen gewonnen hatte. Nixon hat inzwischen ein absolutes Tief erreicht, was seine Popularität betrifft. Die Forderung, einen Termin für den Rückzug aus Indochina festzusetzen, hatte derartig viele Anhänger gewonnen, daß der Regierung kaum eine Möglichkeit der Weigerung offenblieb. Diese mißliche Lage wurde durch das anhaltende Schweigen der Nixon-Regierung zum Sieben-Punkte-Programm der Provisorischen Revolutionären Regierung der Republik Südvietnam noch verschärft. Die zunehmende ökonomische Krise und die Ungewißheit hinsichtlich des Vietnam-Krieges riefen Unzufriedenheit hervor, bis weit hinein in die Reihen der herrschenden Klasse.

In dieser Situation entschloß sich Nixon zu zwei gewagten Schritten. Der erste bestand darin, daß er seine Absicht bekanntgab, die Volksrepublik China bis spätestens nächsten Mai zu besuchen. Daß ein Staatsoberhaupt einen Staatsbesuch so lange im voraus ankündigt, ist äußerst ungewöhnlich. Aber der Zeitpunkt für diese Ankündigung war sehr sorgfältig ausgesucht worden. Es sollte die Illusion wachgerufen werden, daß sich auf diesem Weg das Problem des Krieges in Indochina lösen ließe.

Dabei wurde beim Beginn dieser neuen China-Politik keineswegs ein Hinweis auf eine etwa beabsichtigte Beendigung des Krieges gegeben. Aber die Liberalen, die schon seit langer Zeit für eine Normalisierung der Beziehungen zu China und für den Handel mit China eingetreten waren, sahen darin ein Linderungsmittel für ihr Unbehagen über den Krieg in Vietnam. Für die herrschende Klasse ergaben sich noch zwei Extra-Vorteile: eine Verstärkung antisowjetischer Politik und eine Gelegenheit, gegen die japanische Konkurrenz vorzugehen.

Nixons zweiter Schritt schloß sich der „Neuen China-Politik“ unmittelbar an. Seine ökonomischen Maßnahmen bedeuteten: weitere Zugeständnisse an die Bosse, mehr finanzielle Lasten auf die Schultern der Werktätigen. Die Börse jubelte, auch Nixons Rivalen im Rennen um die Präsidentschaft gaben fast geschlossen ihre Zustimmung. Nur Senator McGovern sprach sich dagegen aus; alle anderen schwiegen oder erklärten, daß sie einen solchen Schritt schon lange befürwortet hätten.

Das ist nun alles andere als überraschend. „Freie Wahlen“ in „Gottes eigenem Land“ werden sorgfältig so zurechtgetrimmt, daß die herrschende Klasse über eine Exekutive verfügt, die ihre Anordnungen ausführt; lediglich die Clique, die die Macht verwaltet, wechselt von Zeit zu Zeit.

Manchmal führt der Druck von unten zur Bildung einer Regierung, die bereit ist, Reformen einzuleiten — so war es zum Beispiel bei der Wahl Franklin Delano Roosevelts im Jahre 1932. Wie aber das Spiel „Wer kann Nixon schlagen?“ zeigt, werden echte Sprecher des Volkes bei Wahlangelegenheiten nicht berücksichtigt.

Dennoch, die Unzufriedenheit nimmt zu, andere Alternativen werden denkbar. Gegenwärtig existiert, zum ersten Mal seit Jahren, ein progressiver Wahlausschuß unter den Mitgliedern der Demokratischen Partei im Repräsentantenhaus. Er setzt sich aus 13 schwarzen Abgeordneten, Männern und Frauen, zusammen; dazu kommen einige weiße Abgeordnete, die wegen ihres Eintretens für den Frieden gewählt worden waren. Unter ihnen ist das Kongreßmitglied Shirley Chisholm (Mrs. Chisholm erklärte auf einer Konferenz der Nationalen Wohlfahrtsorganisation, daß sie sich als Kandidat für die Präsidentschaft zur Verfügung halten werde.) Dazu gehört auch Robert F. Drinan, der die Zahlung von Reparationen an Vietnam gefordert hat. Drinan ist allerdings nicht Kandidat für 1972.

Im Augenblick ist McGovern der einzige Präsidentschaftskandidat einer großen Partei, der ein Reformprogramm zu entwickeln scheint — er macht jetzt eine Reise nach Asien und wird, so nimmt man an, mit einigen Vorschlägen zurückkommen, die Nixons Indochina-Politik attackieren werden.

Wenn der progressive Wahlausschuß im Kongreß noch andere Liberale, die jetzt Regierungsämter bekleiden, gewinnen könnte, wenn er bei den Kongreßwahlen 1972 weitere Mitglieder gewönne: dann könnte das nächste „Wahlspiel“ schon anders aussehen.

## Der unbequeme Virchow von Helmut Kraatz

Virchow — 150 Jahre alt. Das ist eine bewußt provozierende Behauptung. Zwar wird in wissenschaftlichen Veröffentlichungen und erst recht in Zeitungen oder Illustrierten immer wieder darauf hingewiesen, daß es in einigen Ländern, besonders im kaukasischen und sibirischen Bereich, rüstige alte Männer von über 160 Jahren gibt. Doch in unseren Gegenden gibt es wohl kaum einen Menschen, der noch mit 150 Jahren lebt.

Virchow aber ist und bleibt lebendig.

Viele Namen von Wissenschaftlern auf dem weiten Gebiet der Medizin sind jedem Arzt aus der Geschichte seines Faches geläufig. Die Zahl derer aber, die ganz allgemein im Bewußtsein der Völker lebendig blieben, ist gering. Zu ihnen gehören seit der Blütezeit der Medizin im 19. Jahrhundert:

Hufeland; Semmelweis — der Retter der Mütter; Behring — der Retter der Kinder; Koch — der Entdecker des Tbc-Bazillus; Pasteur; Lister; Pawlow; Röntgen — um nur einige zu nennen.

Und zu ihnen gehört auch Rudolf Virchow, der „Papst der Medizin“. Obwohl von Hause aus ein Fachwissenschaftler, ein pathologischer Anatom, hat seine „Zellulärpathologie“ einen nachhaltigen Einfluß nicht nur auf sein Fach, sondern auf das ganze medizinische Denken ausgeübt. Das richtig zu verstehen und die Grundzüge seiner Lehre — nämlich daß jede Krankheit innerhalb einer einzelnen Zelle ihren Ursprung nähme und sich von da aus in bestimmten Geweben verbreite — in ihrer Bedeutung für die Medizin seiner Zeit und ihre weitere Entwicklung richtig erfassen zu können, erfordert schon eine breite naturwissenschaftliche Kenntnis vom Bau und von der Funktion des menschlichen Organismus und von allen philosophisch-naturwissenschaftlichen Strömungen, die diese Phänomene zu erklären versuchten. Das erfordert auch eine Beschäftigung mit der Entwicklung der Zellenlehre, zumindest vom Vitalismus um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts an, über die Auffassungen des französischen Arztes Xavier Bichat von den verschiedenen homogenen Elementarbestandteilen des Körpers, über die Entdeckung des Botanikers Matthias Schleiden, daß jede Pflanze sich aus einer Zelle entwickle und aus Zellen zusammengesetzt sei, über den Anatomen Theodor Schwann, der diese Auffassungen auf das Tierreich übertrug — eben bis zu Virchow hin. Sein Verdienst war es, daß er die wissenschaftlichen Voraussetzungen und Auffassungen seiner Zeit in geradzuegenialer Weise genutzt, gedanklich verdichtet, praktisch ausgewertet, systematisch ausgebaut und mit Konsequenz vertreten hat. Nur so ist die nachhaltige Wirkung seiner „Zellulärpathologie“ auf Generationen wissenschaftlichen und ärztlichen Nachwuchses erklärbar — auf ihre Denkrichtung, die lange Zeit die Normen medizinischer Methodologie nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt bestimmte.

Dabei spielt es keine Rolle, ob seine streng morphologisch deter-

minierten Ansichten später von einer mehr funktionellen Denkweise korrigiert wurden und ob sie heute durch die geradezu revolutionären Erkenntnisse der Biologie und Molekularbiologie korrigiert werden müssen. Es spielt auch keine Rolle — jedenfalls keine, die seine Verdienste schmälert —, daß Virchow sich zu seiner Zeit in seiner vorgefaßten Meinung und in seiner Konzeption der durch die Entdeckung der Bakterien (Pasteur, Koch) entwickelten Infektionslehre sowie den Erkenntnissen eines Semmelweis und der durch Pawlow nachgewiesenen Bedeutung des Nervensystems für die höheren Lebewesen verschloß.

Die Konsequenz seiner Auffassung war fruchtbar, sie führte zur Abkehr vom spekulativ-philosophischen Denken seiner Zeit und setzte an dessen Stelle die auch heute noch gültigen, objektiv nachweisbaren wissenschaftlichen Kriterien echter Forschung. Jede Theorie wird mit fortschreitender Erkenntnis, die aus experimentellen und empirischen Untersuchungen gewonnen wird, notwendige Korrekturen erfahren. Entscheidend bleibt, welche Induktionen eine fruchtbare Idee auf die gesamte Entwicklung überhaupt ausgeübt hat. Wir wollen dabei nicht verkennen, daß manche klaren Vorstellungen und Erkenntnisse erst durch Irrtümer provoziert worden sind — oder, anders ausgedrückt, daß sie ohne einen solchen Umweg vielleicht gar nicht gewonnen worden wären.

Virchow hat sich natürlich auch mit anderen wissenschaftlichen Problemen seines Faches (Entzündungslehre, Thrombose und Embolie) und mit anthropologischen Fragen beschäftigt. Aber all das gehörte doch mehr oder weniger in den engeren Bereich seiner Wissenschaft. Was war es also, das ihn über sein Fach hinaus auch im Bewußtsein der Öffentlichkeit lebendig erhielt?

Es war zunächst seine humane, auf gesellschaftlicher und philosophischer Basis gewachsene Erziehung und Lebenserfahrung und seine auf praktische und gesellschaftliche Nutzung seiner Forschung bedachte Einstellung als Arzt. Sodann war es die Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit, seine auf Überzeugung gegründete Haltung und Kompromißlosigkeit in der Verfolgung einmal für richtig erkannter Ideen. Das aber gerade sind die Elemente, sozusagen die zeitlosen Maximen seines Wirkens, aus denen wir auch für die Gegenwart lernen können.

Virchow war Wissenschaftler und Politiker zugleich. Er erhob sozialreformatorische Forderungen, setzte sich für den Bau von Krankenhäusern ein, packte so moderne Probleme wie die Abwasserbeseitigung an, und er war als Gründer der Reformpartei, besonders als junger Mann, ein streitbarer Geist erst in den Abgeordneten-häusern, später im Reichstag und auch als Stadtverordneter in Berlin, dessen Ehrenbürger er ist. Er trat für Frieden und Gerechtigkeit ein und war ein Verteidiger der Volksrechte. Er opferte lieber seine Stellung und Reputation, als daß er sich zu Kompromissen bereit fand (Emigration nach Würzburg).

Virchow war ein glänzender Anwalt seiner Ideen, ein Redner, der weniger durch Emphase, als durch eine klare Sprache und durch

die logische Verknüpfung der einzelnen gedanklichen Passagen bestach; ein Forscher, der eher die Kühle des Intellekts als die Wärme verbindlicher Formulierungen erkennen ließ; kurzum, ein Lehrer und Erzieher, der es sich und seinen Hörern nicht leichtmachte: also ein unbequemer Mann. Aber ich glaube, daß die Kritiker, die den jungen Virchow in seiner sozialreformatorischen Aktivität gegen den alten Virchow in seiner vermutlich obrigkeitsabhängigen Vorsicht ausspielen wollten, ihm unrecht tun. Natürlich bietet ein langes Leben einer pedantischen Analyse mehr Angriffsflächen als ein kurzes. Aber man darf dabei dem alten Menanderschen Vers, daß „wen die Götter liebhaben, jung stirbt“, nicht die wesensfremde, bewußt satirische Bedeutung zulegen, daß, wer es jedem recht machen will, besser kurz als lange lebt. Auch muß man sich hüten, Persönlichkeiten der Vergangenheit losgelöst von der Struktur ihrer Umwelt, der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung ihrer Zeit, beurteilen zu wollen. Selbst im persönlichen Bereich seiner autokratischen Wesenszüge war Virchow wohl mehr das Produkt des hierarchischen Hochschulsystems seiner Zeit als ein von Natur aus herrschsüchtiger Mann. Und was seine Lehre anlangt, sollte man nicht vergessen, daß eine Persönlichkeit wie Virchow in dem Maß, in dem ihre Bedeutung über ihre eigene Leistung hinauswächst, leicht in Einsamkeit gerät; dann aber sind ihr die Grenzen ihrer Auffassungen nicht mehr voll bewußt.

Auch die Epigonen müssen sich eine Kritik gefallen lassen. Einzelne der Schüler Virchows haben seine Ideen durch progressive Arbeit gefördert und lebendig erhalten. Andere, die Achtung mit Unterwürfigkeit verwechselten, haben sich von einseitigen Auffassungen nicht lösen können — und haben seinem Ansehen geschadet, weil sie päpstlicher als dieser „Papst der Medizin“ sein wollten. Aber auch durch diese Nachfahren wird das Bild geschichtlicher Persönlichkeiten geprägt.

Man tut also gut, Virchows Bedeutung an dem internationalen Ruf abzumessen, den er auch heute noch genießt. Das Echo der Öffentlichkeit ist ein feiner Gradmesser für die Bedeutung einer Persönlichkeit. Und ich glaube, daß die Aura, die Virchow umgab und heute noch umgibt, kein Produkt gewollter patriarchischer Äußerlichkeiten war, sondern das Ergebnis seiner Leistung und seiner progressiven Ideen auf fachlichem und gesellschaftlichem Gebiet. Wir haben also allen Grund, ihn auch in seiner Bedeutung für die Gegenwart zu feiern.

\*

Der Verfasser dieser Zeilen ist kein Pathologe, er maßt sich nicht das Recht an, in die Arena fachlicher Diskussionen über die Bedeutung Rudolf Virchows zu steigen, aber er hat dennoch eine persönliche, auch aus seiner Disziplin, der Gynäkologie, entspringende Beziehung zu ihm aufzuzeigen:

Aus einem Brief Rudolf Virchows an seinen Vater über die Barrikadenkämpfe 1848 in Berlin, an denen er sich beteiligte, geht hervor,

daß er sich über die zweckmäßigsten Maßnahmen militanter Auseinandersetzung und Bewaffnung mit dem seinerzeit besonders berühmten und erfolgreichen Gynäkologen und Geburtshelfer Mayer beraten wollte. Mayer war der Begründer der Geburtshilflich-Gynäkologischen Gesellschaft in Berlin, die noch heute in der Universitäts-Frauenklinik tagt.

Virchows Brief macht deutlich, daß die damaligen Mitglieder dieser Gesellschaft nicht nur Standesinteressen vertraten, sondern daß es sich bei ihnen, zumindest bei einem Teil von ihnen, um fortschrittliche Männer handelte, die über ihr Fach hinaus auch den Mut zu gesellschaftlicher Aktivität besaßen, die offensichtlich von Virchow induziert wurde. Insofern gibt die Zeit der Gründerjahre dieser Gesellschaft auch ein Beispiel für die Aufgabenstellung der heutigen Institution, über alle fachliche Disputation hinaus, allgemeine gesellschaftspolitische und sozial-medizinische Fragen (siehe Frauenförderung) nicht zu vernachlässigen.

Mayer wurde auch der Schwiegervater Virchows. Virchow heiratete dessen Tochter Röschen. Noch intimere Beziehungen fachgebundener Interessen kann sich kein Rezensent wünschen, der sich anmaßt, die Bedeutung Rudolf Virchows für die Gegenwart zu würdigen.

---

## Mit Herz und Kopf

von Lothar Kusche

Der sowjetische Schriftsteller Viktor Konezki (Jahrgang 1929) hat ein bemerkenswertes Buch geschrieben. *Reisenotizen*<sup>1)</sup>, in denen es um die Seefahrt geht, unter anderem um die Seefahrt; der Verfasser ist Absolvent der Kriegsmarineschule und viele Jahre auf verschiedenen Schiffen als Steuermann gefahren. Aber nicht nur deshalb hat er seinem Publikum mehr zu berichten als die üblichen Bord-Plauderer mit ihren Gischt-Feuilletons oder Seekrankheits-Anekdoten.

Konezki wirkt schon seiner Selbstironie wegen äußerst sympathisch: „Ich bin ein sehr guter Schriftsteller, deshalb sehe ich meine Bücher nie in den Händen von Straßenbahnfahrern. Man liest mich in intimer, häuslicher Umgebung, um sich richtig zu konzentrieren. Überhaupt habe ich noch niemanden getroffen, der meinen Namen gehört hätte. Eine Folge des Neids, der mich umgibt.“

Tatsächlich könnte man neidisch sein auf den Humor und natürlich auch auf/die Sachkenntnis, mit denen Konezki als Steuermann eines Fahrgastschiffes, das alle vier Monate die vor der Ostküste der Vereinigten Staaten arbeitenden sowjetischen Fischer ablöst, seine Meinungen über die Seefahrt, über die Künste, über die Menschen, über diese Welt, die seine ist, und über jene, die nicht die seine sein kann, in herzerfrischender Weise mitzuteilen weiß.

1) Salziges Eis. Aus dem Russischen von Ruprecht Willnow. Redakteur: Thomas Reschke. Berlin 1971, „Volk und Welt Spektrum“ 37

Konezki ist nicht nur ein geistreicher Spaßvogel, sondern auch ein feinsinniger Beobachter, ein kluger Mann, erfüllt von Menschenliebe und von tiefer, einsichtsvoller Verantwortung für das Schicksal unserer Welt, kurz: einer, der recht genau weiß, was wir dieser Welt, das heißt also uns selber, schuldig sind, damit es eine menschenwürdige Welt bleibe. Dabei läßt dieser sozialistische Moralist die Kritik keineswegs zu kurz kommen, und wo immer ihm Torheiten begegnen, nimmt Konezki sie auf die Schippe. „Heutzutage kommt das Alte wieder in Mode. . . Es gibt Schriftsteller, die sind ganz vernarrt in den Idiotismus des alten Landlebens. Sie wehklagen, weil das Leben im Dorf sich ändert, die Brunnenwinde nicht mehr knarrt und keine Kienspäne mehr brennen. Sie trauern der moralischen Standhaftigkeit nach, die von der Großstadt unterhöhlt wurde. Doch sie trauern vorwiegend in den Moskauer Aeroportowskaja-Straßen.“

An anderer Stelle bemerkt der Autor: „Der Mensch unterscheidet sich von den anderen Lebewesen dadurch, daß er sich selbst betrügen und fest an die eigene Lüge glauben kann“, was auf Viktor Konezki indes nicht zutrifft; er kann nicht an die eigene Lüge glauben – er lügt nicht. Statt dessen verspottet er, wo es not tut, die „Stupidität“ von Milizionären, setzt gewisse Zweifel in die Schule („Im reifen Alter erinnern sich kluge Leute nicht gern daran, daß sie in der Schule zu den Besten gehörten, sofern dies der Fall war“), und meditiert über das US-Fernsehen und seine Reklame: „Amerika hat ein Gesicht. Die Amerikaner sind wirklich eine Nation, doch hat diese Nation sehr kleine Wurzeln. Eine Geisteskultur wird im Herzen des Volkes in Jahrtausenden geschaffen. Fehlt sie, so füttert man die menschlichen Hirne mit Insektenpulver und dem Schicksal einer sympathischen Schäferhündin nebst Delphinen. Amerika ist mir ein bißchen unheimlich, obwohl keine andere Nation so viele große Menschen hervorgebracht hat, die dem russischen Herzen nahestehen.“

Ich gebe gern zu, daß „Salziges Eis“ jeden Leser verlocken muß, vieles daraus zu zitieren. Ich tue das gern, denn fast alles, was in dem Buch steht, ist weitaus besser als das, was man dazu oder darüber schreiben könnte. Man lasse mich also die kleine Auswahl von Leseproben mit dieser beenden: „Vergleicht man die Geschichte Amerikas mit der unseren im letzten Jahrhundert, und stellt sich die Frage, welches Volk mehr geistige und gesellschaftliche Erfahrung gesammelt habe, so lautet die Antwort zu unseren Gunsten. Die Leiden unseres Volkes, die Unwiederholbarkeit der durchlebten historischen Perioden, die unendliche Vielfalt der großen und kleinen gesellschaftlichen Kollisionen, all das geht nicht spurlos an einer Nation vorüber. Es mag ein teurer Preis gewesen sein, doch es wird unsere künftige Geschichte festigen und sie mit der Fähigkeit ausstatten, plötzlichen und jähen Wendungen zu begegnen. Vielleicht werden viele Nationen zerfallen, weil sie sich in der chaotischen und komplizierten Gegenwart nicht zurechtfinden. Rußland droht dieses Schicksal nicht. Im letzten Jahrhundert hat unser Volk durch

Leiden an seelischer Größe gewonnen. Und Amerika? Gewiß, es hat weiter Reichtümer angehäuft, und mit mehr Erfolg als wir. Ich möchte nicht sagen, daß Amerika der Welt nicht weitergeholfen, sie nicht mit diesen oder jenen Ideen bereichert hätte. Ich denke an anderes. An die Zukunft. Und da scheint mir, daß wir uns dem Paß schon nähern, die Vereinigten Staaten jedoch noch immer am Fuß des Berges umherkriechen.“

Soviel über ein schönes Buch, das nicht nur in unserer Welt gelesen werden sollte, weil es von einem Zeitgenossen mit warmem Herzen und kühlem Kopf geschrieben wurde.

---

## Junge Kunst aus einem alten Land

von Burchard Brentjes

Dieser Tage wandert eine Kunstaussstellung aus dem Irak durch die DDR. Es handelt sich um moderne Malerei und Plastik ganz anderer Art, als wir sie aus unseren Museen und Geschichtsbüchern kennen. Die große Zeit der irakischen Kunst ist seit Jahrhunderten vergangen. Mongolen und Turkmenen, Perser und Türken durchzogen seit dem 13. Jahrhundert das Land, führten hier blutige Kriege und rotteten Millionen aus. Kunst und Kultur verkamen. Auch die 1916 gelandeten Engländer taten wenig für eine irakische Wiedergeburt.

Hinzu kommt, daß Malerei und Plastik in den islamischen Staaten eine andere Rolle spielen als in Europa. Beduinische Tradition und die jahrtausendalte Erfahrung der Machtlosigkeit figürlich gedachter Götter führten den Muslim dazu, im Kult die Darstellung lebender Wesen zu vermeiden. Nicht in der Moschee, nur im Buch oder auf dem Gebrauchsgegenstand stellte der Araber Mensch und Tier dar — und auch dort spielten sie nur eine zusätzliche Rolle neben dem Wort. Die arabisch-islamische Kulturtradition wird vorwiegend mündlich übermittelt, rezitativ; das gestaltete Wort, gesprochen wie geschrieben, ist das beherrschende Gut. Ihm sind die großen Kunstwerke des europäischen Mittelalters — die Jesusgestalten, die Marienbilder und gar die Darstellungen Gottes — ein Frevel und kein Ideal. Gewiß gab es in den Häusern der Großen, der Kalifen und des Adels, Wandgemälde — man barg sie jedoch im Harem, sie dienten dem Schmuck oder der Belustigung — aber nie standen sie im Zentrum menschlichen Denkens und Fühlens wie die Gestalten der christlichen Religion in Europa. Ein Michelangelo oder ein Raffael malten für Völker, die seit Jahrhunderten in einer bildhaft gestalteten Umwelt aufwuchsen, denen der ideal gestaltete Mensch als Kirchenbild oder Ikone seit Jahrhunderten Trost in der Verzweiflung, Erbauung im Glück und Ideal in der Hoffnung war. Nichts von alledem im Islam. Hier ist es nur das rezitierte Wort, der „Koran“ gewesen, der dem Menschen Ideal und Trost bot.

So ist verständlich, daß es bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine Malerei als Kunst im Irak nicht gab. Erst als die Nationalbewegung erwachte und man auch die europäische Kulturtradition kennenlernte, entstand um die Jahrhundertwende die irakische Malerei. Die ersten Maler waren irakische Offiziere, die in der türkischen Armee dienten. Sie hatten in Anatolien und Syrien französische Kunstwerke gesehen und versuchten nun, ihre Liebe zur Heimat auch mit diesem neuen Mittel auszudrücken. So entstanden Bilder der irakischen Landschaft.

Durch Krieg und englische Okkupation stagnierte dann die junge Kunst. Eine neue Generation sah sich einer veränderten Situation gegenüber: Malerei und Plastik waren Kulturformen der Okkupanten, nur einige Vertreter des städtischen Bürgertums und der Intelligenz erkannten, daß diese Kunstformen auch der jungen Nationalbewegung dienen konnten.

Unter den ersten Irakern, die in Europa technische Kenntnisse in der Kunstgestaltung erwarben, war ein junger Mann, der nach einem irakischen Stil zu suchen begann. Es war Jawad Salim, der wohl bedeutendste irakische Künstler der Neuzeit. Er arbeitete im Stil europäischer Schulen, experimentierte nach dem Vorbild mittelalterlicher Miniaturen und wandte sich, wie viele seiner Kollegen, expressiven Kunstformen zu. Andere, zum Beispiel Faik Hassan, versuchten, das Volk darzustellen und ihm verständlich zu sein. Sie wandten primitivistische Stilmittel an und kamen zu manch reizvollem Sujet. Wieder andere, wie Chaled al-Jadir, suchten in französischen Stilmitteln die Lösung; aber kaum einem gelang es, einen nationalen Stil zu finden. Selbst die Progressiven, die Nationalisten, kamen nur zur Idealisierung des Landlebens oder des patriotischen Stadtbürgers, nicht zum kritischen Realismus oder gar zur Darstellung des kämpfenden Proletariats. Der nationale Aufstand gegen den Imperialismus war Triebfeder zu großer künstlerischer Gestaltung.

Manche junge Künstler, der arabischen Tradition ergeben, möchten die lebende Natur nicht nachbilden. Sie glauben, in der abstrakten Malerei eine ihrer nationalen Eigenart entsprechende Kunst zu finden. Sie sehen nicht die dem „Modernismus“ innewohnende Formzersetzung; die als „Weltkultur des industriellen Zeitalters“ ausgegebene kommerzialisierte Malerei hat nichts mit der islamischen Kunsttradition gemein. Die alte islamische Kunst ist dekorativ, aber nicht abstrakt, von der „Form“ abstrahierend. Der islamische Dekor war meisterhafte Form — nicht die Zerstörung der Form. So gehen die Suchenden einen Irrweg, auf dem sie westliche Kulturpolitiker und Propagandisten voranstoßen.

Die zur Zeit in der DDR gezeigte Ausstellung<sup>1)</sup> bietet Werke fast aller Richtungen der modernen irakischen Kunst. Sie gibt, wenn man sich in ihre Sprache vertieft, ein farbiges Spiegelbild von 50 Jahren irakischer Geschichte.

1) Gegenwärtig im Schweriner Staatlichen Museum

# Bemerkungen

## Illustratives

Der „persönliche Beauftragte des Herausgebers“, so lautet die offizielle Bezeichnung des Journalisten, der Strauß beim „Bayernkurier“ vertritt; ganz allgemein nennt man ihn aber „die Stimme seines Herrn“. Sein Name prangt zwar nicht im Impressum, aber wie alle, die zum engsten Team des Chefs der Braunen Mafia in der Münchner Lazarettstraße gehören und zu dessen Zufriedenheit spuren, hat auch er quasi den Marschallstab im Tornister; bis jetzt zum mindesten war das so: Die chemaligen Generalsekretäre Jaumann und Streibl sind heute Minister, und Marcel Hepps Vorgänger als „Stimme“, Alfons Dalma, zur Zeit Chef des Österreichischen Fernsehens, ist überzeugt, daß dies nicht die letzte Stufe seiner Karriere sein wird.

Auch die neue „Stimme seines Herrn“ rechnet damit. Wolfgang Horlacher, ein schlichter Bayer, aber mit vorzüglichen Reverenzen: Er war jahrelang beim kleirikofaschistischen „Münchner Merkur“ und zum Schluß einige Monate bei Springers „Welt am Sonntag“ als stellvertretender Chefredakteur tätig. Und wenn man jetzt erfährt, daß er außerdem „publizistische Aufgaben innerhalb der CSU-Landesleitung“ wahrnehmen und seinen neuen Boss vor allem „über Tendenzen im Bereich der Medien“ unterrichten soll, dann hört man die Nachtigall wohl trapsen.

Zum Willkomm legt sich Horlacher mit den „Freunden“ von der CDU an, von denen er vermutet, daß sich viele nicht an

das berühmte Luther-Wort hielten (und warum sollten sie das wohl auch?), sondern als Devise bevorzugten: „Hier steh' ich, ich kann auch anders!“ — Diesen Einführungsartikel zeichnet Horlacher mit seinem vollen Namen, und er stammt zweifellos auch aus seiner eigenen Feder. Das dürfte auch für den Leserbrief, betitelt „Strauß sagt die Wahrheit“ und unterzeichnet: Edgar Hügel, 4155 Grafrath, zutreffen. Darüber hinaus handelt es sich hier aber um ein typisches Stück jener politischen Präzisionsarbeit, wie Strauß sie von seiner „Stimme“ muß erwarten können.

Erstaunt fragt der gewisse „Hügel“ zunächst: „Weshalb distanziert sich Kiesinger von Strauß, weil letzterer mit seinem Wort, der Bund ziehe in Berlin die Fahne ein, ein wenig drastisch die Wahrheit sagt?“ Um dann freimütig mitzuteilen: „Nach meiner Auffassung ist die Lage der CDU/CSU heute deshalb so prekär, weil insbesondere der Fraktionsvorsitzende (also Rainer Maria Barzel! d. R.) es vor lauter Taktieren und Finesieren versäumte, dem politischen Konzept Brandts eine die deutschen Interessen wahrende Alternative entgegenzusetzen!“

Alois Dreistern

## Hommage à Picasso

Pablo Picasso, der an der Riviera ein Refugium besitzt, trat kürzlich als Kläger gegen eine am Ort tätige Baufirma auf, die dort größere Straßenarbeiten ausführt. Picasso erklärte: „Diese Straßenbauarbeiten machen mich zu einem Gefangenen, denn meine Freunde können mich nicht mehr besuchen, es sei denn, sie wären Bergsteiger oder Höhlenmenschen. Und was mich selbst betrifft, so bin ich im

Alter von Neunzig einfach nicht imstande, über die Rampen zu kriechen und über die Gräben zu springen, die sie überall um mich herum ausheben.“

In seinem langen Leben hat der große Maler Picasso vielerlei Ehrungen erfahren, auch recht ungewöhnliche Huldigungen wurden seinem Genie gebracht. Einen würdigen Platz unter diesen Ehrungen und Huldigungen wird für immer die Entscheidung einnehmen, die ein französischer Richter in dieser Angelegenheit traf: Er gab der Baufirma 48 Stunden Zeit, die Gräben wieder zu füllen und das Gelände passierbar zu machen. Picasso braucht nicht auf den Besuch seiner Freunde und auch nicht auf seinen täglichen Spaziergang zu verzichten. Daß ein Richter das Recht liebt, sollte selbstverständlich sein; daß er auch die Kunst liebt, kann aber nichts schaden.

—k

### Georg Hermann

wurde am 7. Oktober vor 100 Jahren in Berlin geboren; sein Leben endete im Konzentrationslager Auschwitz, am 19. November 1943. Als er fünfzig wurde und seine Romane „Jettchen Gebert“ und „Kubinke“ fast alle Berliner kannten, schrieb er:

Hin und wieder geht auch mal durch die Zeitung die Nachricht von den Hunderttausenden, die ich mit meinen Stücken oder meinen Büchern scheffele. Die freut dann alle Welt, besonders aber mich; denn wer vernähme nicht gern über sich angenehme Dinge, auch wenn er genau weiß, daß sie erstunken und erlogen sind. Und die Paradeziffer drucken denn auch getreulich die Blätter des Verlages ab, bei denen ich ähnliche überragende Summen verdiene. So bekam ich zum Beispiel für die Ausgabe eines Buches von mir, das in

Hunderttausenden verbreitet ist und im Handel fünf Mark kostete, acht Pfennig Honorar, erhielt also ein Sechzigstel des Preises. Nun ja — endlich bin ich ja auch nur der Esel, der es geschrieben hat: Ich drucke es nicht, gebe nicht das Papier, schwatze es nicht den Kunden auf, falze es nicht, binde es nicht ... Ich schreibe es ... Dafür ist meine Arbeit doch wirklich, mit dem Anteil von einem Sechzigstel, reichlich genug bezahlt.

Oder letzthin erhielt ich für einen Artikel, der viel beachtet und besprochen wurde, drei Mark weniger, als mich die Maschinenschrift dafür gekostet hatte. Meine geistige Arbeit war durchaus angemessen mit minus drei Mark bewertet worden. Daher die Bezeichnung: geistiger Arbeiter.

Aus: „Rückblick zum Fünfzigsten“

### Unvollkommen

Im Feuer der Rede ist rasch Unsinn gesagt, so erging's dem Philosophieprofessor, der das Komplizierte eines Vorgangs veranschaulichen wollte durch das Bild einer *Operation bei lebendigem Leib*. Aufschlußreich ist bei solchen Versprechern, was eigentlich gemeint war, im Falle des Philosophieprofessors doch offenbar ein bei *Bewußtsein* vorgenommener Eingriff.

Dies nur zur Einstimmung auf einen ungewöhnlichen Vergleich, den kürzlich ein bundesoffizieller Redner auf der Mattscheibe breittrat: Eine unvollkommene Demokratie, meinte er (und maß damit die Bundesrepublik am faschistischen Deutschland), sei noch immer besser als eine unvollkommene Diktatur.

Ob er wohl sagen wollte, erst die *vollkommene* Diktatur lohne die Abkehr von der unvollkommenen Demokratie?

R. C.

### George Jackson spricht

*Sonntag, 26. September.* — Vor sechs Wochen, auch an einem Sonntag, lief um die Welt jene Meldung aus dem Zuchthaus San Quentin/Kalifornien, in deren letztem Satz wie beiläufig der Tod des Soledad-Brothers George Jackson mitgeteilt wurde. Jeder halbwegs Informierte spürte sofort die Verlogenheit dieser neuen „Auf-der-Flucht-erschossen“-Story. Wer unsere Zeitungen sehr genau liest, kannte Fakten und Daten seines Leidensweges, aber er kannte den Menschen George Jackson, seine Geschichte nicht. So ging es mir, bis zu dieser Stunde am 26. September zwischen elf und zwölf Uhr. In dieser einen Stunde hat George Jackson zu mir gesprochen: mit seinen Briefen an die Eltern, an Freunde, an den jüngeren Bruder Jonathan (der mit 17 Jahren den verzweifelten und folgenreichen Befreiungsversuch unternehmen sollte), an Angela Davis (die die Rassisten unter fadenscheiniger Berufung auf diese Tat Jonathans einkerkernten).

Maximilian Scheer hat diese Briefe übersetzt und in dem Hörspiel „Liebste Angela, Erste unter Gleichen“ zusammengestellt, das unsere Sender zu fünf operativ ins Programm aufgenommenen Terminen ausstrahlten. Ihm, dem Regisseur Werner Grunow, dem Dramaturgen Wolfgang Beck, der Hörspielabteilung — die übrigens hier nicht zum ersten Mal politische Klugheit und künstlerische Qualität bewies — und den Sendeleistungen gebühren dafür Dank und Anerkennung. Auswahl und Montage der Briefe sind in der Überschnidung von thematischer, chronologischer und psychologischer Gliederung so klug durchge-

führt, daß in dieser einen Stunde das Wachsen eines Menschen erlebbar wurde, der „wegen siebzig Dollar, die ich nicht nahm“, von seinem 18. Lebensjahr bis zur Ermordung kurz vor seinem 30. Geburtstag eingesperrt war; zugleich aber wurde dabei der schwere, über Spontanität, Irrtümer, Verzweiflung und Fanatismus zu politischem Bewußtsein führende Prozeß in der schwarzen Befreiungsbewegung der Abstraktheit entkleidet, in der wir ihn allzu leicht sehen. George an Angela: „Es war kein Zufall, daß Malcolm X und Martin Luther King starben, als sie starben. Du erinnerst Dich, welche Worte auf Kings Lippen waren, als er starb: Vietnam und Volkswirtschaft, politische Ökonomie.“ Genau das trifft auf ihn, auf George Jackson, selbst zu.

Dies ist kein Gegenstand ästhetischer Kritik. Aber es muß gesagt werden, daß die Inszenierung und daß die Sprecher hervorragend waren.

(Der 1. November ist der neue Termin für den Prozeß gegen Angela Davis. Dieses Hörspiel ist ein Appell an unsere Solidarität, wie er wirksamer kaum gedacht werden kann.)

Peter Ahrens

*P. S.: Eine Bitte drängt sich auf: Es möge sich ein Verlag finden, der die Briefe Jacksons, die im Frühsommer 1971 erschienen, recht bald auch bei uns in einer ebenso durchdachten Form herausbringt!*

### Distanzierende Kollegialität

Neulich fühlte ich mich unwohl, denn mir lag ein „fast“ im Magen, das ich bei der Zeitungslektüre zu mir genommen hatte. In der Beschreibung eines neuen Feierabendheims war nämlich auch das folgende zu lesen:

„... Wir wohnen im Leben mittendrin“, meint N. N., fast ein ehemaliger Kollege. Er war Zei-

tungsfahrer noch über das Rentenalter hinaus und transportierte die erste Nummer unserer Zeitung.“

Die Reporterin, die auch im Leben mittendrin wohnt, das Rentenalter jedoch noch nicht erreicht und niemals irgendeine Nummer ihrer Zeitung transportiert hat, hält sich also *fast* für eine Kollegin jenes Mannes, der jetzt in einem „geschmackvollen, modernen Bau inmitten weißbunter Wohnblöcke mit allem Drum und Dran“ seinen wohlverdienten Feierabend genießt. N. ist demnach ihr Kollege, und er ist es wiederum auch nicht. Er hat ja die Zeitung, welche die Journalistin mit ihren Arbeiten bereichert, lediglich ausgefahren, so wie das Blatt von anderen, die fast ihre Kollegen sind, lediglich gesetzt, umbrochen, gedruckt und unter die Leser gebracht wird.

Ich finde, man sollte Mitbürger nicht nur dann mit „Lieber Kollege“ anreden, wenn man irgend etwas von ihnen will. Ein gewisses Taktgefühl ist auch der journalistischen Arbeit zuträglich. Man nehme mir diesen Hinweis nicht übel. Er ist fast kollegial gemeint.

L. K.

## Kohl

Absage im Rundfunkprogramm: „Unser Morgenmagazin gestalteten musikalisch Egon Käferhaus<sup>1)</sup>, redaktionell Friedebert Bemmentalz und *sprecherisch* Eva-Linda Kernbeutel.“

Fräulein Kernbeutel ist also beileibe keine Ansagerin, sondern eine sprecherische Gestalterin, das heißt, sie spricht nicht schlechthin die Sprache, ist also nicht nur eine gewöhnliche Sprachsprecherin, sondern sie gestaltet die Sprache. Wir verneigen uns in Ehrfurcht. Was wäre die schäbige Sprache, hätte Fräulein Kernbeutel sie nicht gestaltet! Herr Bemmentalz ist beileibe auch kein ordinärer Redakteur, wie man ihn allenfalls in der Presse noch findet, sondern ein redaktioneller Gestalter. Und was tut der große E. Käferhaus? Sie glauben vielleicht, der Mann wählt bloß ein paar geeignete Tonbänder aus. Unsinn! Auch er gestaltet das Morgenmagazin, und zwar musikalisch. Da wird einem gar seltsam zumute.

Und frei nach Goethes Zueignung zum „Faust“ möchte man ausrufen: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalter!“

F. M.

<sup>1)</sup> Die Namen sind erfunden, der übrige Text ist wortgetreu wiedergegeben. — F. M.

---

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislawski  
Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik

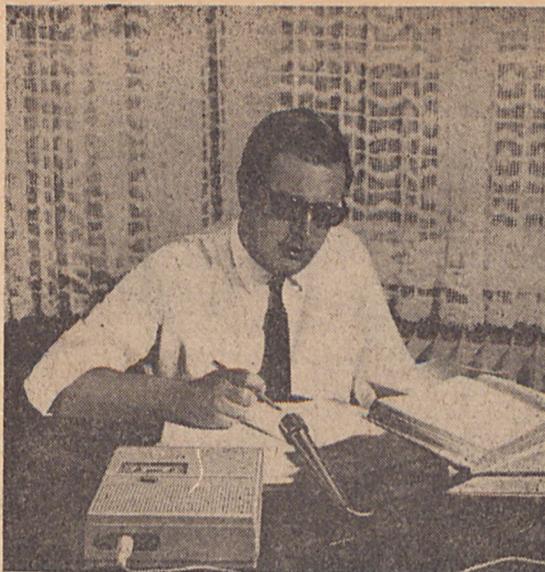
erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 und 22 24 18 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 780 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne

Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!

Anzeigenverwaltung beim Verlag, Anzeigenannahme auch durch DEWAG Werbung  
Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1

(140) Druckerei Neues Deutschland, 1054 Berlin



# Kassetten Tonband Gerät KT 100

## Ihr ständiger Begleiter

Ein Kassetten-Tonbandgerät gehört zum Handwerkszeug von Schauspielern, Sängern, Journalisten und auch Lehrern.

Entdecken Sie das Kassetten-Tonbandgerät KT 100 zur Entspannung, Unterhaltung und Weiterbildung für Ihre Familie.

Wie bei jedem Hobby, beginnt auch hier der Spaß beim Selbermachen. Vertonen Sie selbst Ihre Feriendias, hören Sie die von Ihnen aufgenommene Musik oder kontrollieren Sie Ihre Aussprache im Fremdsprachenunterricht. Das Kassetten-Tonbandgerät KT 100 bietet viele Möglichkeiten.



Absender:

Postkarte



Bitte senden Sie ein Probeheft an:

# Verlag der Weltbühne

Name

Adresse

## 108 BERLIN

 Otto-Nuschke-Straße 10/11  
 Postfach-Nr. 1240

### Bestellschein

Die stark umrandeten Felder werden von der Deutschen Post ausgefüllt

Empfangsatellennummer des PZV

Zustellbezirk

Einziehbezirk

 Ich bestelle hiermit ab \_\_\_\_\_ zur Zustellung  
Abholung\*

33 805

212

 \_\_\_\_\_ Stück **Die Weltbühne** zu den Bezugsbedingungen  
 lt. Postzeitungsliste zum Abonnementspreis von 2,20 M

Artikelnummer

WGr

Kartellnummer

Bitte in Blockschrift ausfüllen: (für Monatsbezug)

Name, Vorname: \_\_\_\_\_

Anschrift: \_\_\_\_\_

(Postleitzahl, Wohnort)

(Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk)

Das Abonnementgeld wird bar bezahlt\*

 ist abzubuchen vom Konto Nr. \_\_\_\_\_ beim \_\_\_\_\_  
 (Postscheckamt, Bank, u. a.)

\* Nichtzurereffendes streichen

(Eigenhändige Unterschrift des Bestellers)

 Bezieherkarte/  
 Kundenkarte  
 berechtigt

 Adreßplatte geprägt  
 Z 47 ausgefertigt

Bestellvermerk

 Verteilkarte  
 berechtigt

Vermerke